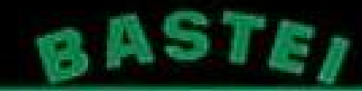
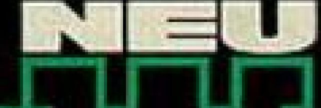
1,80 DM / Band 547
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 14,-





BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Vampir-Gnom

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Der Vampir-Gnom

John Sinclair Nr. 547

von Jason Dark

erschienen am 27.12.1988

Titelbild von Maren

Sinclair Crew

Der Vampir-Gnom

Er hieß Zumbra, war ein Gnom und trotzdem rasend gefährlich, denn er war auch ein Vampir. Bereits vor 200 Jahren wußten die Menschen, was dies bedeutete. Sie jagten und stellten ihn.

Daß man Vampire auf klassische Art und Weise töten mußte, konnten sie nicht wissen – sie hängten ihn auf. Das war ihr Fehler!

Tagsüber schlief er dort, wo Ratten, Mäuse und anderes Getier seinen Unterschlupf gefunden hatte. In der Nacht aber, wenn kein Sonnenstrahl die Erde berührte, war er unterwegs.

Dann kroch er aus der tiefen Dunkelheit hervor wie ein Wurm, um in der Finsternis auf Beutejagd zu gehen. Er suchte nicht irgendeine Beute, nein, es mußte schon eine besondere sein – Menschen! Denn sie besaßen etwas, das ihm ein schreckliches Dasein garantierte und am Leben erhielt.

Blut!

Menschenblut mußte er haben, er mußte es trinken, schlürfen, um den Motor wieder in Schwung zu bringen. Er liebte das Blut, denn der alte Fluch galt auch jetzt.

Vampire brauchen Blut!

Zumbra hieß er. Ein Name, der leicht behalten werden konnte und einen gewissen Klang besaß. Viele kannten Zumbra, nur wußten sie nicht, was sie mit ihm anstellen sollten.

Für die einen war er ein harmloser Spinner, für die anderen aber ein gefährlicher Vampir.

Doch wer glaubte schon an Vampire?

Die beiden Killer auch nicht, die in der dunklen Mercedes-Limousine hockten, so daß sie in der finsteren Nacht kaum zu sehen waren. Sie waren Profis und hatten in ihrer Laufbahn schon einige dieser Aufträge glatt durchgeführt.

Für die IRA hatten sie ebenso gekillt wie für einen deutschen Konzernchef und einen englischen Adeligen. Dabei gehörten sie zu der verschwiegenen, aber teuren Sorte.

20.000 Pfund nahm jeder von ihnen. Das war kein Pappenstiel. Dafür garantierten sie auch glatte Arbeit.

Ihre Namen waren Efrim Täte und Gunnar Clear. So verschieden, wie die Namen sich anhörten, sahen sie auch aus. Efrim war schwarzhaarig und klein. Der blonde Gunnar, dessen Großeltern aus Norwegen eingewandert waren, konnte in jeder germanischen oder nordischen Sage den Helden spielen, so hochgewachsen war er.

Täte schaute auf die Uhr. »Es wird Zeit«, sagte er.

Gunnar nickte. Im Dunkeln tastete er nach seiner Waffe. Es war ein schwerer Revolver, auf dessen Mündung ein Schalldämpfer steckte. Mit der Handfläche strich er so sanft über den Lauf, als wäre dieser der glatte Schenkel einer Frau.

»Laß ihn stecken«, sagte Efrim leise. »Wir brauchen ihn nicht.«

»Hör auf!«

»Wirklich, Mann.«

Gunnar brachte ein Grinsen zustande. In seinem Gesicht wirkte es irgendwie hölzern. »Du glaubst doch nicht den Quatsch, den dir der Typ erzählt hat.« Wenn sie jemand mit Typ bezeichneten, dann war es

stets der Auftraggeber.
»Er muß es wissen.«
»Okay, Täte, nimm du den komischen Stock mit. Ich stecke trotzdem meinen Engelmacher ein und verlasse mich auf ihn im Notfall.«
»Es ist kein Stock, es ist ein Pfahl. Und er besteht aus Eichenholz.«
»Was ist das für ein Unterschied?«
»Ganz einfach. Eichenpfähle killen Vampire. Wenn du sie ihnen ins Herz stößt, ist es aus.«
»Ach so.« Gunnar lachte nur kurz. »Und du glaubst an dieses Märchen?«
»Was soll ich tun? Der Auftraggeber hat es gesagt. Und noch etwas kommt hinzu. Meine Mutter stammt aus dem europäischen Teil der Türkei. Sie hat sehr wohl etwas Balkanmentalität. Früher hat sie uns von ihrem Großvater berichtet, der viel auf dem Balkan herumgereist ist.«
»Da hat er Dracula gesehen, wie?«
»Den nicht gerade, doch er glaubt an Vampire. Viele haben ihm davon berichtet.«
»Sonst noch was?«
»Reicht das nicht?«
Gunnar winkte ab. »Ich habe schon manchen umgelegt, aber noch nie mit einem angespitzten Eichenpflock.«
»Das erledige ich schon.«
»Wie großzügig von dir.«
Efrim schüttelte den Kopf. »Du solltest nicht spotten, Partner. Wenn es tatsächlich ein Vampir ist, mit dem wir es zu tun bekommen, wird es nicht leicht.«
»Mann, das ist ein Zwerg!«
»Und ein Blutsauger.« Täte fuhr über seinen Hals, als könnte er dort bereits die kleinen Bißwunden spüren.
Gunnar Clear amüsierte sich. »Mit einem Gnom werden wir noch fertig, oder nicht?«
»Im Normalfall ja.«
»Hör auf, Täte! Steig lieber aus und zeig mir den Weg. Ich will es hinter mir haben.«
»Nervös?«
»Nein, durstig.«
Täte nickte. Er kannte seinen Partner. Nach jedem Auftrag trank er eine Flasche Whisky. Das mußte bei ihm so sein, sonst hielt er den Streß nicht durch.
Sie standen in einem sehr unübersichtlichen Gelände. Die hügelige Form gab ihnen Deckung genug. Nicht weit entfernt, wo der schmale Pfad nicht mehr weiterführte, begannen die alten Höhlen. Dort sollte derjenige hausen, den sie zu töten hatten.

Zumbra, der Zwerg.
Ein Gnom, eine lächerliche Gestalt mit einem verhältnismäßig großen Kopf. So jedenfalls war er ihnen beschrieben worden, als sie die Hälfte des Honorars abgeholt hatten. Die zweite Hälfte würden sie nach beendeter »Arbeit« bekommen.
Sie drückten die Türen des Daimler leise ins Schloß. Schon das geringste Geräusch konnte sie verraten. Das Licht im Wagen erlosch.
Dunkelheit umgab sie wie ein Mantel.
Die Nacht steckte voller Geräusche. Im Gras raschelte es, Grillen zirpten, der Wind war nur lau. Von irgendwo her wehte der Geruch von frisch gemähtem Gras in ihre Nasen. Es war keine sehr feuchte Nacht, auch wenn Wolken am Himmel standen und den fast vollen Mond nur hin und wieder erkennen ließen.
Auch jetzt glotzte er blaß auf die Erde nieder. Efrim streckte ihm einen Finger entgegen. »Das ist der Mond. Für Vampire wichtig, verstehst du?«
»Natürlich weiß ich das. Auch Dracula kam stets bei Vollmond. Ich habe die Filme damals gesehen. Sie haben mir immer gut gefallen.« Clear grinste wieder. Er amüsierte sich auch über den ernsten Ausdruck auf dem Gesicht seines Killerpartners.
»Nimm es nicht zu leicht, Gunnar. Nimm es um Himmels willen nicht zu leicht!«
»Klar.« Clear, um einen Kopf größer als Täte, winkte ab. »Hast du die Lampe?«
»Klar.«
»Dann geh vor.«
Noch brauchten sie die Stableuchten nicht. Ihr Auftraggeber hatte ihnen den Weg genau beschrieben. Sie mußten ihn einhalten. Wenn sie das geschafft hatten, war alles okay.
Die Straße führte am Rand des Geländes vorbei. Sie tauchten nun ein in die Hügellandschaft. In der Ferne wuchs der düstere Wald.
Davor lag ihr Ziel. Ein altes, felsiges Höhlengebiet, das vor einigen hundert Jahren Banditen als auch Freischärlern als Schlupfwinkel gedient hatte, denn die schottische Obrigkeit und auch die Clans hatten oft genug Jagd auf sie gemacht.
Nach einigen Schritten fiel das Gelände ab. Sie näherten sich einer Senke, wo auch die Eingänge der Höhlen liegen mußten.
Zum erstenmal leuchtete Efrim mit der Lampe. Der Strahl war ebenso bleich wie der Mond. Täte ließ ihn wandern. Lautlos glitt er an den Rändern der Senke entlang. Das Felsgestein reflektierte das Licht. An einigen Stellen war es so blank, als hätten fleißige Hände es geputzt.
Auch den beschriebenen Eingang entdeckten sie. Er war erst beim zweiten Hinsehen zu erkennen, weil Buschwerk vor ihm hochwuchs und ein sperriges Hindernis bildete.

»Kommt er dort raus?« fragte Gunnar.
»Keine Ahnung.«
»Dann warten wir hier.«
»Nein.« Täte schüttelte den Kopf. »Wir werden uns zu beiden Seiten des Eingangs aufbauen.«
»Ist denn schon Mitternacht?«
Täte schaute auf die Uhr. »Noch zwei Minuten.«
»Vampire sind meist pünktlich«, sagte Gunnar mit spöttischer Stimme und verließ seinen Platz.
Efrim Täte folgte ihm mit Blicken. Er hatte seine Stirn in sorgenvolle Falten gelegt. Die Sache gefiel ihm nicht. Als Killer durfte er sich keine Gefühle leisten, aber er besaß Instinkte. Die warnten ihn vor gewissen Dingen, den Auftrag nicht zu sehr auf die leichte Schulter zu nehmen.
Er tat es nicht, aber Gunnar Clear war da anders. Wahrscheinlich hatten ihn die Erfolge in den letzten Jahren verwöhnt oder auch unvorsichtig gemacht, jedenfalls war es für ihn ein Kinderspiel, diesen Gnom ins Jenseits zu schicken.
Efrim dachte da anders. Was im ersten Moment so leicht aussah, stellte sich oft genug als schwierig heraus. Seinen eigenen Revolver hatte er unter dem dunklen Jackett gelassen. Statt dessen hielt er den Eichenpflock in der Rechten.
Er war ziemlich schwer, glatt gehobelt und vorne spitz. Damit konnte man einen Körper schon durchstoßen, das war sicher.
Gunnar zischte ihm zu. Er winkte auch. »Ich glaube, er ist unterwegs.«
»Ich komme.« Efrim huschte auf den Höhleneingang zu. Er stellte sich Gunnar gegenüber auf und spitzte die Ohren. Noch war nichts zu hören, vielleicht hatte sich sein Kumpan auch getäuscht, dessen Gesicht in der Dunkelheit glänzte. Auch der schwere Revolver in seiner rechten Hand schimmerte.
Durch die Nase holten beide tief Luft, dann hielten sie den Atem an, denn aus dem Innern der Höhle drangen tatsächlich Geräusche.
Schritte…
Ihre Umgebung lag in absoluter Stille. Selbst das Zirpen der Grillen war nicht mehr zu hören.
Efrim hob eine Hand und wies dann mit dem gekrümmten Zeigefinger auf sich. Zugleich hob er den Pflock.
Gunnar nickte zum Zeichen, daß er verstanden hatte. Er wollte Täte die Initiative überlassen und als Rückendeckung agieren, vorerst wenigstens.
Die beiden Männer konzentrierten sich auf die Schritte und ebenfalls auf die sie begleitenden anderen Geräusche. Manchmal glaubten sie, ein Schmatzen zu hören oder auch ein dünn klingendes Ächzen. Laute jedenfalls, die eher von einem Tier als von einem Menschen

stammten.

Gunnar Clear ging die Sache gelassener an. Sein Kumpan allerdings stand angespannt neben dem Eingang. Mit der rechten Hand umklammerte er den Eichenpflock. Dabei starrte er auf die hellere Spitze, die leicht zitterte, worüber er sich ärgerte.

Wenn es tatsächlich ein Vampir war, der die Höhle verließ, dann mußte er die Menschen riechen, denn in ihren Adern floß der Saft, der ihn am Leben erhielt.

Die Killer starrten auf den halbhohen Buschgürtel vor der Höhle.

Wenn der Gnom kam, mußte er bewegt werden.

Das geschah auch.

Von innen her drückte jemand die Zweige zur Seite, schuf so eine Lücke, durch die er sich schieben konnte. Gleichzeitig räumte der Wind am Himmel auf. Er schaufelte einige Wolken zur Seite, so daß der fast volle Mond freie Bahn hatte.

Sein Licht berührte auch die Gegend, in der die beiden Killer warteten. Und er traf die Gestalt des Gnoms, der die Männer überraschte, denn mit einem Sprung verließ er den Eingang.

Dieses Abschnellen war vergleichbar gewesen mit einem froschähnlichen Satz. Der Zwerg fand seinen Stand wieder, drehte ihnen für einen Moment den Rücken zu, bevor er auf der Stelle kehrtmachte.

Das war der Augenblick, als Efrim Täte den rechten Arm hob und mit der Spitze des Pfeils auf die Gestalt zielte.

»Sie müssen ihn ins Herz stoßen. Tief ins Herz! Haben Sie verstanden, ins Herz!«

Diese dringenden Worte hatte ihnen ihr Auftraggeber mit auf den Weg gegeben. Daran dachte Täte, als er der Gestalt entgegensprang.

Es waren vielleicht zwei Sekunden, die vergingen, doch diese Zeitspanne reichte aus, um Täte erkennen lassen zu können, daß ihr Auftraggeber die Wahrheit gesprochen hatte.

Vor ihm stand ein Zwerg. Zu ihm gehörte ein großer Kopf, der eckig unter dem grauen, perückenhaften Haar wirkte. Er trug die Kleidung aus dem letzten Jahrhundert. Sie war ebenso verdreckt und grau wie seine Haut. Das Mondlicht gab ihr einen helleren Schimmer und leuchtete auch die beiden Eckzähne an, die bleich und spitz aus dem Oberkiefer deshalb geöffneten Mundes ragten.

Zumbra war ein Vampir!

***

Efrim Täte rammte den Eichenpflock vor. Er hatte mit der Spitze auf die linke Seite gezielt. Dort wollte er die ungewöhnliche Waffe hineinstoßen.

Im gleichen Augenblick bewegte sich der Gnom.

Trotzdem, Efrim traf.

Er bohrte den Pflock in den Körper des Zwergs, der nach hinten kippte, und Täte, durch den eigenen Schwung getrieben, fiel über ihn. Er erkannte noch einen Schatten. Es war sein Partner, der sich auf ihn zubewegte. »Alles in Ordnung?«

Täte keuchte nur, rollte sich ab und wieder auf die Beine. In der Bewegung noch zog er den Eichenpflock aus dem Körper des Gnoms heraus. »Sicher, ich habe ihn erwischt.«

Gunnar Clear leuchtete mit der Lampe. Er ließ den Kegel über die Gestalt gleiten. Beide sahen die tiefe Wunde in der Brust, aus der kein Blut strömte.

Das ließ selbst den abgebrühten blonden Killer schlucken. »Verdammt!« keuchte er. »Der ist leer, der ist blutleer. Das habe ich noch nie gesehen.«

Efrim Täte wischte über sein Kinn. »Das hat er ebenso an sich als Vampir.«

»Und wie der aussieht. Kleidung, die man heute nicht mehr trägt. Die paßt ins letzte Jahrhundert oder noch früher.«

»Vampire können uralt werden.«

»Weißt du das auch von deiner Mutter?«

»Klar doch.«

»Dann hättest du sie lieber geholt.«

»Hör auf, die Sache ist erledigt.«

Clear brachte den Lauf des Revolvers in den Strahl der Lampe.

»Soll ich nicht sicherheitshalber noch zwei Kugeln…?«

»Es reicht!«

»Wie du meinst. Dann laß uns verschwinden und den Rest des Honorars holen.«

»Den nächsten Job übernimmst du, dann kassiere ich mit.«

»Einverstanden.« Gunnar warf noch einen letzten Blick auf die leblose Gestalt. Sie wirkte kompakt, hatte einen zu großen Kopf für den zu kurzen Oberkörper und den ebenfalls kurzen Beinen. Die Arme standen im umgekehrten Verhältnis dazu. Sie waren ziemlich lang, ähnlich wie bei einem Menschenaffen.

Sie gingen. Begraben würden sie den Gnom nicht. Darum sollten sich andere kümmern, wenn überhaupt. Täte schleuderte den Eichenpflock ins Gelände. Er verschwand irgendwo zwischen den Büschen.

Gunnar Clear lachte plötzlich. »Das war ja leichtverdientes Geld, wie ich meine.«

»Davon bin ich nicht überzeugt.«

»Wieso?«

»Mein Gefühl.«

»Ach, hör auf!«

Sie gingen weiter, stiegen bergan. Wind wehte ihnen entgegen und

kämmte das Gras. Es war eine wunderschöne Sommernacht, ein Himmel mit Mond, Sternen und nur wenigen Wolken, die sich immer mehr verzogen.

Auf halber Strecke drehte sich Gunnar noch einmal um. Er hatte keinen besonderen Grund und eigentlich nur einer Gefühlsaufwallung nachgegeben. Dabei ging er auch weiter. Allerdings nur einen Schritt, denn urplötzlich blieb er stehen.

Von dieser Stelle aus konnte er in die Senke hineinschauen und auch dorthin, wo sich der Höhleneingang befand. Der Mond schien es in dieser Sekunde besonders gut zu meinen. Er leuchtete die Senke fast aus und strahlte auch gegen den Vampir.

Zumbra war im Begriff, sich zu erheben. Er hatte sich bereits aufgestützt und brauchte nur mehr eine halbe Drehung, um auf die Beine zu kommen.

»Scheiße!« schrie Gunnar.

Das Wort alarmierte seinen Kumpan. Täte fuhr herum, sah, was los war und wurde blaß.

Gunnar starrte ihn an. »Du hast ihn nicht getroffen, du Idiot. Dein verdammter Eichenpflock…«

»Aber es war…«

»Hirnrissig war es!« Clear holte den schallgedämpften Revolver und die Lampe hervor. Den Lampenstrahl schickte er in die Senke hinein. Er machte das Gras und die Büsche bleich, aber er traf auch den Blutsauger.

Efrim Täte kannte das kalte Grinsen auf dem Gesicht seines Killerpartners. Wenn er derart die Lippen verzog, dann hatte er etwas vor. Clear zielte diesmal genau. Er streckte den rechten Arm aus, dessen Verlängerung der Schalldämpfer bildete.

»Mit dem mache ich Schluß!«

Dann schoß er.

Zweimal drückte er ab. Die Geräusche waren in etwa so laut wie das Herausziehen eines Korkens aus einer Weinflasche. Die schweren Geschosse trafen beide und hieben den Gnom um.

Er warf noch seine langen Arme in die Höhe, dann wurde er zu Boden gestoßen und blieb liegen.

Clear steckte die Waffe weg. »Das ist es dann gewesen«, kommentierte er und konnte sich eine spitze Bemerkung nicht verkneifen.

»Jetzt habe auch ich mein Geld verdient.«

Efrim ging darauf nicht ein. »Willst du nicht lieber einmal nachschauen?« fragte er.

»Wozu?«

»Ich meine nur. Wir sollten auf Nummer Sicher gehen…«

»Wenn ich jemand mit zwei Kugeln beglücke, dann hat er es

ausgestanden, klar?«

Efrim runzelte die Stirn. »Aber er ist ein Vampir.«

»Ach was. Laß uns gehen! Ich brauche jetzt meinen Schluck. Und dann will ich Scheine zählen.« Gunnar ging los, ohne sich um seinen Kumpan zu kümmern. Er sah auch nicht dessen besorgtes Gesicht.

Täte folgte ihm langsamer. Er hatte die Stirn gerunzelt und dachte über den Blutsauger nach. Bisher hatte er nur von diesen Geschöpfen gehört. So recht geglaubt hatte er die alten Geschichten und Legenden nicht. Daß es die Vampire tatsächlich gab, hatte an seinem Selbstverständnis gerüttelt. Und er war fest davon überzeugt, es mit einem Untoten zu tun gehabt zu haben. Nach dem Treffer mit dem Pflock war kein Tropfen Blut aus der Wunde gequollen.

Clear wartete am Daimler auf ihn. Der Killer hatte den Wagen bereits aufgeschlossen und eine Flasche hervorgeholt, mit der er Efrim zuwinkte. »Du wirst doch sicherlich fahren – oder?«

»Ja.«

»Dann kann ich ja einen Schluck trinken.« Die Flasche war bereits offen. Whiskydunst wehte Efrim entgegen. Er hatte kein Verständnis für die Marotte seines Partners. Irgendwo mußte bei diesem Mann ein Knick in der Psyche sein.

Aber hatten den nicht alle, die Jobs ausführten wie sie? Auch Efrim konnte nicht mit normalen Maßstäben gemessen werden. Er killte für Geld, löschte Leben aus, ohne Gewissensbisse zu haben. So etwas war unglaublich.

Nach dem dritten Schluck nickte Gunnar. »Ah«, stöhnte er noch, »das hat richtig gut getan.«

»Und jetzt?«

»Hauen wir ab.«

Efrim stieg in den Wagen. Gunnar zögerte etwas, der Alkohol zeigte bereits Wirkung. Clear schloß die Augen und reckte sich. Die Flasche hielt er zwischen den Beinen und auf den Boden gestellt. Mit den Füßen klemmte er sie ein. Wenn sie ihr Ziel erreicht hatten, würde sie leer sein.

»Fühlst du dich jetzt besser?« fragte Täte.

»Und wie. Wenn wir anhalten und den Schotter holen, gehst du rein. Ich warte im Wagen.«

»Wir hätten den Toten fotografieren sollen.«

»Unsinn.« Gunnar winkte ab. »Unser Wort muß dem Typ als Beweis reichen.« Er nahm wieder einen Schluck. »Fahr endlich los! Ich will die Scheine sehen.«

Efrim startete. Der Dieselmotor tuckerte nach dem Vorglühen ziemlich unregelmäßig. Für ihre Jobs besorgten sich die beiden Killer stets andere Fahrzeuge. Zumeist ältere Modelle, auch dieser Daimler hatte schon zehn Jahre auf dem Buckel.

Die Straße war sehr schmal. Eigentlich verdiente sie die Bezeichnung nicht. Sie war mehr ein Weg, der geteert worden war. Ein dunkelgraues Band, das tagsüber das Grün der Sommerlandschaft durchschnitt. Sie fuhren nicht sehr schnell. Der Teppich aus Licht, den die Scheinwerfer hinterließen, wanderte vor ihnen her.

Ein Fuchs huschte über die Straße und wäre fast noch vom linken Vorderreifen erwischt worden.

Gunnar lachte. »Den hättest du zu Ketchup fahren können.« Allein dieser Satz zeigte die Gefühlsrohheit des Killers an.

Efrim hob die Schultern. Sein ungutes Gefühl war noch nicht verschwunden. Das Mißtrauen wuchs nach wie vor in ihm wie ein Krebsgeschwür. Je mehr Zeit verstrich, um so nervöser wurde er, obwohl die Tat bereits hinter ihnen lag.

Es passierte völlig überraschend. Keiner von ihnen hatte damit gerechnet.

Links der schmalen Straße befand sich ein Graben, in der Dunkelheit allerdings war er nicht zu sehen.

Jenseits des Grabens fiel das Gelände ab. Der langgestreckte Hang endete am Rand eines Waldes.

Wahrscheinlich hatte die Gestalt im Graben gelauert. Gesehen worden war sie weder von Täte noch von Clear. Sie bekamen nur deren Tat voll mit. Etwas Schwarzes wischte durch den Lichtschein und nahm Kurs auf die breite Frontscheibe.

Der Stein war groß wie ein Männerkopf und zerhämmerte die Scheibe, als wäre sie überhaupt nicht vorhanden.

Gunnar brüllte auf. Splitter fegten wie Schnee in sein Gesicht.

Aber auch der Stein erwischte ihn.

Er wuchtete gegen die untere Hälfte seines Gesichts und auch gegen die Brust. Clear spürte die wahnsinnigen Schmerzen. Er hatte das Gefühl, jemand hätte seinen Kopf eingerissen. Überall sah er das Blut, er schmeckte es auch.

Daß Efrim, der sich im letzten Augenblick geduckt hatte, den Wagen nach links riß, ohne zu bremsen, bekam er nicht mit. Der schwere Daimler hüpfte über den Graben und geriet mit den Vorderrädern auf das Gelände, das schräg abfiel.

Efrim bremste noch immer nicht.

Auf dem feuchten, etwas seifigen Boden bekam der Daimler noch einmal richtig Fahrt. Während Gunnar Clear mit seinen Schmerzen zu kämpfen hatte, sah Efrim plötzlich den Rand des Waldes auf sich zukommen. Erst jetzt nagelte er das Bremspedal fest.

Ohne Erfolg.

Der Daimler war schon zu nahe an den Rand des Waldes herangekommen. Dort standen die Bäume sehr dicht, und vorhandene Lücken waren durch Unterholz versperrt.

Täte brüllte auf, als die lange Kühlerschnauze mit einem Baumstamm kollidierte. Er war angeschnallt, kippte vor und zurück, stieß sich hart den Hinterkopf an der Nackenstütze und bekam mit, wie sich die gewaltige Kühlerschnauze zusammenschob. Sie wurde zu einer Ziehharmonika und klappte gleichzeitig auf.

Noch einmal kreischte Metall, sägte Blech, dann war es still, bis auf das Stöhnen, das Gunnar Clear von sich gab…

***

»John, wenn ich dich jetzt bitte, zunächst einmal als Privatmann und erst in zweiter Hinsicht als Yard-Beamter zu mir zu kommen, würdest du mir dann zustimmen?«

So hatte mich mein Vater, Horace F. Sinclair gefragt, und ich hatte einfach nicht ablehnen können. Zudem lag im Augenblick nichts an.

Den letzten Fall hatten wir glücklich hinter uns gebracht, und ich hatte auch daran gedacht, einige Tage Urlaub zu machen.

Der Anruf meines Vaters war mir dazwischengekommen. Ich hatte zugestimmt und war allein losgefahren, denn Suko würde seinen im Preisausschreiben gewonnenen 535i bekommen. Er war happy.

So war ich allein losgefahren, hatte meine Eltern glücklich gemacht, besonders meine Mutter, die mich wieder mit einem Essen verwöhnte, das als super bezeichnet werden konnte.

Bis spät in die Nacht hatten wir zusammengesessen und erzählt.

Natürlich mußte ich von meinen Fällen berichten, tat es aber etwas abgeschwächt, um meine Mutter nicht zu erschrecken.

Vater merkte es wohl. Er lächelte hin und wieder verschmitzt und streckte ansonsten die Beine aus.

Am nächsten Tag wollten wir fahren. Nach einem langen Schlaf fühlte ich mich erfrischt und konnte wieder zuschlagen. Das Frühstück übertraf sämtliche Erwartungen.

Staunend schaute ich über den gedeckten Tisch und anschließend auf meinen alten Herrn. »Bekommst du das auch immer, Dad?«

»Nein.«

»In seinem Alter tut ihm das auch nicht mehr so gut«, sagte Mutter, eine grauhaarige Frau mit sehr lieben Augen. »Du aber bist jung, John. Du kannst es vertragen.«

»Aber soviel…«

»Iß erst mal. Der Appetit kommt bestimmt. Die Eier sind übrigens von Freilandhühnern.«

Sie schmeckten herrlich. Ich aß, meine Eltern freuten sich, und ich trank auch vier Tassen Kaffee. Irgendwann, die Sonne war über die Berge gekrochen und schien warm durch die Fensterscheiben, mußte ich mich zurücklehnen, weil ich nicht mehr konnte.

»War das alles?« fragte meine Mutter.

»Ja!« stöhnte ich jammernd und bekam große Augen, als Mutter mich fragte: »Was möchtest du denn zum Mittagessen haben?«

»Meine Ruhe.«

»John, es vergehen noch drei Stunden. Bis dahin wirst du wieder Hunger haben. Vater fährt sowieso mit dir erst am späten Nachmittag los. Ihr seid für den Abend verabredet.«

»Bei wem denn?« fragte ich.

Vater nickte mir zu. »Das werde ich dir später erklären. Wie gesagt, die Sache ist etwas kritisch.«

»Bewegt sie sich außerhalb der Legalität?« Ich griff zu den Zigaretten. Zur Verdauung brauchte ich ein Stäbchen.

Mary Sinclair bekam einen vorwurfsvollen Blick. »Junge, du rauchst ja noch immer!«

»Aber nur selten.«

»Denk an deine Gesundheit.«

»Mary!« mischte sich der alte Herr ein. »Dein Sohn ist kein kleines Kind mehr.«

»Trotzdem bleibt er mein Sohn!«

»Jawohl Mutter«, sagte ich und steckte die Zigarette wieder in die Schachtel.

»Was hast du jetzt vor?«

»Ich gehe etwas vor die Tür, Mutter.«

»Dann komme ich mit.« Horace F. erhob sich. Er zwinkerte mir zu.

Was wir zu besprechen hatten, war bestimmt nicht für die Ohren meiner Mutter.

Die Eltern hatten sich aus London zurückgezogen und lebten in Schottland. Der Ort hieß Lauder – ein kleines, schmuckes Städtchen, das eingebettet in den Highlands lag. Das Haus meiner Eltern stand an einem Hang, oberhalb des Zentrums. Es war ein älteres Gebäude mit dicken Mauern und großen Fenstern. Davor befand sich ein relativ großer Platz, auf dem mächtige, alte Bäume wuchsen. Die Eiche stach besonders ins Auge. Unter ihr stand auch eine weiß gestrichene Bank, die ich mir als Sitzplatz ausgesucht hatte.

Es war ein herrlicher Sommermorgen. Hoch stand die Sonne am fast wolkenlosen Himmel. Schottland zeigte sich von seiner besten Seite. Keine drückende Schwüle wie in den Großstädten. Dafür eine herrlich klare Luft, die beim Einatmen würzig und frisch schmeckte.

Das Blätterdach der Eiche filterte einen Teil des Sonnenlichts. Nur als wärmende Streifen fiel es auf meine ausgestreckten Beine. Ich rauchte die Zigarette trotzdem. Als mein Vater pfeifenrauchend erschien, lächelte er mir zu.

»So ist das mit den Müttern«, sagte er, als er sich setzte und auf meinen Oberschenkel schlug. »Alles klar, Junge?«

»Soweit ja.«

»Das freut mich für dich und auch für uns. Mutter macht sich noch immer Sorgen.«

»Ich weiß und würde auch gern öfter kommen, aber der Job läßt mir kaum Zeit.«

»Verstehe ich.«

»Was macht eigentlich McDuff?«

Mein Vater lachte. »Der alte Eisenfresser versieht noch immer seinen Dienst. Leute wie er stehen wie die Highlands, die bekommst du nicht unter.«

McDuff, ein Bilderbuch-Schotte mit rotem Bart, war Sergeant und gleichzeitig Polizeichef von Lauder. Einige Male hatte ich mit ihm dienstlich zu tun gehabt, denn auch meine Eltern hatten schon böse Erfahrungen mit Dämonen hinter sich.

Da mich mein Vater gerufen hatte, mußte der Grund auch dienstlich sein, wenn er auch nicht diesen offiziellen Hintergrund besaß.

»Jetzt mal zu uns beiden, Dad. Weshalb sollte ich kommen?«

»Das werde ich dir gleich sagen.« Mein Vater schaute sich vorsichtig um. »Ich will nur nicht, daß mich deine Mutter hört.«

»Gibt es wieder Ärger?«

»Ach«, er winkte ab, »du kennst sie ja. Sie macht sich eben große Sorgen.«

»Es geht also um Magie.«

»So ähnlich. Ich möchte mal einen größeren Bogen spannen, John. Zunächst geht es um einen Mann namens Broderick Manford.«

»Müßte ich ihn kennen?«

»Nein, er ist ein Bekannter von mir und wohnt ungefähr zwanzig Meilen von hier entfernt. Das zur Information. Die Manfords sind eine alte schottische Familie. Sie können auf eine ziemlich lange Ahnentradition zurückblicken, aber sie sind gleichzeitig von einem schweren Schicksal gezeichnet worden. Im Laufe der letzten beiden Jahrhunderte verschwanden aus der Familie Mitglieder im besten Alter. Sie gingen oder wurden geholt und kehrten nicht mehr zurück.«

»Was war mit ihnen?«

»Das wußte niemand. Man nahm es als Schicksal hin, bis sich mein Bekannter darum kümmerte. Broderick wollte endlich erfahren, wo diese Menschen geblieben waren. Er stellte Nachforschungen an und kam zu dem Ergebnis, daß sie nicht freiwillig gegangen sind. Sie wurden all die langen Jahre über geholt.«

Ich schaute gegen das Blätterdach. Meine Frage klang locker. »Von wem denn?«

»Von einem Vampir!«

Plötzlich saß ich steif. Sekundenlang herrschte Schweigen zwischen uns. Dann drehte ich mich langsam nach rechts, wo mein Vater saß. »Habe ich richtig gehört?«

»Ja, von einem Vampir. Und der muß heute noch leben.«
Ich nickte. »Jetzt ist mir alles klar. Du hast mich gerufen, damit ich diesen Blutsauger jage.«
Mein Vater lachte leise. »Ich wollte, es wäre so einfach. Leider hat Broderick die Sache ziemlich kompliziert gemacht. Jetzt komme ich auf die Illegalität zu sprechen. Anstatt vorher mit mir zu reden, hat er zwei Killer engagiert, die den Vampir stellen sollen. Als alles perfekt war, meldete sich wohl sein Gewissen. Er hat sich mit mir zusammengesetzt und mir alles berichtet.«
»Toll«, sagte ich, »wirklich toll. Der gute Manford scheint nicht alle Tassen im Schrank zu haben. Wie kann der überhaupt an zwei Berufskiller herankommen?«
»Er hatte eben von früher her noch gute Beziehungen.«
»Was tat er beruflich?«
»Er war in der Industrie.«
»Das ist ein weiter Bogen.«
»Weiß ich selbst. Jedenfalls hat er sich nie so recht über seine Tätigkeit ausgelassen.«
»Okay, Dad, ich habe begriffen. Nur, so frage ich mich, was soll ich noch hier?«
»Das habe ich Brod auch gefragt. Er meint, daß du dir den Blutsauger oder das, was von ihm übriggeblieben ist, einmal anschauen könntest. Da es sich bei dem Opfer um einen Vampir handelt, sieht er den Auftrag nicht als Mordbestellung an.«
Ich trat die Kippe aus. »Daß Manford aus diesen Motiven gehandelt hat, kann ich mir kaum vorstellen. Wahrscheinlich hat er uns beide benutzt, gewissermaßen als Rückendeckung, falls seine Mietkiller es nicht schaffen.«
»So denke ich auch.«
»Hast du es ihm gesagt?«
»Nein, das kannst du tun, John, wenn wir heute zu ihm fahren.«
»Und wenn ich den toten Vampir besichtigen gehe. Oder mir das anschaue, was von ihm übrigblieb.«
Mein Vater schüttelte den Kopf. »Der Blutsauger ist noch nicht tot. Er soll erst in dieser Nacht sterben. Wenn die Killer Broderick Manford eine Erfolgsmeldung gebracht haben, bist du an der Reihe. Sie werden für diesen Job bezahlt.«
Es gibt nicht allzu viele Dinge, die mich aufregen. Nun aber regte ich mich auf. Es war eine verdammte Unverfrorenheit von diesem Mann, meinen Vater und mich in seine Privatangelegenheit mit hineinzuziehen. Wobei er ausgerechnet noch zwei Berufsmörder engagiert hatte. Als Polizeibeamter konnte ich die nicht laufenlassen.
Das erklärte ich meinem Dad, einem Rechtsanwalt. Er stimmte auch mit mir überein, nur gingen unsere Meinungen auseinander, als wir

darüber diskutierten, daß Tote nicht mehr getötet werden konnten. Und ein Vampir ist etwas Totes, auch wenn er als Untoter, Wiedergänger oder Blutsauger bezeichnet wird.

»Die anderen Morde kannst du den beiden Killern nicht beweisen. So ist das nun mal leider.«

»Ja, mit dem Begriff leider hast du das Richtige ausgesprochen, Dad.« Ich war immer noch wütend. »Am liebsten würde ich meine Sachen packen und wieder fahren.«

»Aber John…«

»Ist doch wahr. Daß du dich von dem Kerl..«

»Entschuldige, wenn ich dich unterbreche, John. Ich aber glaube, daß der Fall noch nicht ausgestanden ist.«

»Inwiefern?«

»Daß die beiden Killer es möglicherweise nicht schaffen, den Vampir zu erledigen.«

»Vorausgesetzt es gibt ihn, Dad, dann werden Kugeln ihnen keine Hilfe sein.«

»Das weiß Manford auch.«

»Na und?«

»Er hat ihnen deshalb einen angespitzten Eichenpflock mit auf den Weg gegeben.«

Ich bekam große Augen. »Das haben ihm die beiden Berufskiller tatsächlich abgenommen?«

»Muß wohl.« Mein Vater hob die Schultern. »Außerdem kassierte jeder von ihnen zwanzigtausend Pfund. Das ist ja keine Kleinigkeit.«

»Da hast du recht. Dein Bekannter muß nicht gerade zu den Ärmsten im Lande zählen.«

»Stimmt. Ihm gehört einiges an Gelände und noch ein paar Mietshäuser in London.«

»Citylage?«

»Fast in Mayfair und Belgravia.«

»Dann hat er ausgesorgt.«

Horace F. legte mir seine Hand auf die Schulter. »Ich habe nicht richtig gehandelt, mein Junge. Willst du trotzdem zusammen mit mir zu ihm fahren? Wenn nicht, rufe ich ihn an und blase alles ab.«

Ich dachte nach und knetete dabei mein Kinn. Konnte ich meinen Vater wirklich hängenlassen? Nein, das brachte ich nicht fertig, auch wenn ich mich ärgerte. Außerdem war es möglich, daß die Killer es tatsächlich nicht schafften, dann irrte nach wie vor ein Blutsauger durch die Gegend, vorausgesetzt, die Geschichte stimmte. Dann war es meine Pflicht, den Vampir zu jagen. Also stimmte ich zu.

Horace F. lächelte. »John, ich wußte, daß du mir aus der Patsche hilfst.«

»Schon gut.«

»Ich komme mir wirklich dumm vor. Ich habe mich da vor einen Karren spannen lassen, der mir gar nicht paßt.«

»Was paßte dir nicht, Horace?« Keiner von uns hatte bemerkt, daß meine Mutter gekommen war.

»Ach, nur so, Mary.«

»Hör auf!« Sie schaute zuerst ihren Mann und danach mich sehr streng an. »Wie ich euch kenne, habt ihr wieder etwas ausgebrütet. Was ist es diesmal?«

Vater gab die Antwort. »Mary, ich habe dir doch gesagt, daß John und ich heute abend zu den Manfords fahren. Broderick hat da ein kleines Problem. Er braucht Johns Hilfe.«

Mutter schaltete schnell. »Geht es dabei um Dämonen?«

»Nein.«

»Lüg nicht!«

Jetzt mischte ich mich ein. »Wir wissen es nicht, Ma. Es wird bestimmt keine große Sache werden.«

Sie winkte ab. »John, ich kenne dich. Du und dein Vater, ihr seid irgendwie gleich.«

Lachend gab ich die Erwiderung. »Ist das ein Wunder?« Ich stand auf und nahm meine Mutter in den Arm.

»Ach ja«, sagte sie. »Jetzt kommst du mir so an wie früher. Du solltest dich etwas schämen.« Sie drückte mich trotzdem fest an sich. Ich wußte ja, wie gut es ihr tat.

»Kann ich dir irgendeinen Gefallen tun, Ma?«

»Ja, ich wollte dich fragen, ob du mit mir in den Ort fährst. Ich muß etwas einkaufen.«

Mein Vater verdrehte die Augen. Er gehörte offenbar zu den Gebrandmarkten.

Trotzdem stimmte ich zu. »Aber sicher bringe ich dich hinunter nach Lauder. Sofort?«

»Wenn du Zeit hast.«

»Für dich immer, Ma.«

Wir stiegen in den Rover. Mutter fragte, ob ich mir keinen neuen Bentley zulegen wollte.

»Der ist zu teuer.«

»Dann sprich mal mit Vater.«

»Das kommt nicht in Frage. Als Kind ist das damals der Fall gewesen, aber heute bin ich erwachsen und stehe auf eigenen Füßen. Verstehst du das nicht?«

»Schon, John, aber Dad würde dir gern helfen. Das hat er mir oft genug gesagt.«

»Kommt nicht in die Tüte. Wenn ich mir einen Privatwagen zulege, bezahle ich ihn von meinem eigenen Geld. Außerdem hat Suko einen Wagen gewonnen.«

»Welchen denn?«

Mit der Marke konnte meine Mutter nicht viel anfangen. Für sie war auch das Thema Auto erledigt, denn wir rollten bereits in Lauder ein und hatten die kurvenreiche Hangstraße hinter uns gelassen.

Der Ort hatte sich seit meinem letzten Besuch nicht verändert.

Auch jetzt hatte ich den Eindruck, ein gewaltiges Stück »heile Welt« zu erleben. Hier lief das Leben noch beschaulich und überschaubar ab. Von der Londoner Hektik war nicht einmal etwas zu ahnen.

Meine Mutter schleppte mich durch zahlreiche Geschäfte. Sie kannte hier jeden. Auch ich war bekannt und wurde von vielen Menschen angesprochen.

Nach zwei Stunden taten mir die Füße weh, während meine Mutter noch fit war. Außerdem hatte ich lange Arme vom Tragen der prall gefüllten Taschen bekommen.

»Jetzt können wir fahren, dann werde ich das Mittagessen zubereiten«, sagte sie, als wir einen Bäcker verlassen hatten.

»Nein, tu mir das nicht an. Ich bin noch satt vom Frühstück. Das war zu viel.«

»Wir werden sehen.«

Meinen Vater fanden wir im Garten. Er zupfte dort Unkraut. Als er mich anschaute, mußte er lachen. »Erschöpft?«

»Wie ein Marathonläufer.«

»Das kenne ich. Was glaubst du wohl, weshalb ich heute im Garten geblieben bin? Sonst schleppt deine Mutter mich mit. Das ist jedesmal ein Horror.«

»Und jetzt will sie noch kochen!«

Mein Vater hob die Schultern und breitete die Arme aus. »Das ist Schicksal, Junge. Dem kannst du nicht entrinnen.«

»Das scheint mir auch so zu sein. Und wann machen wir uns auf den Weg?«

»Erst bei Dunkelheit. Ich an deiner Stelle würde noch einige Stunden schlafen.«

»Wenn es ein muß, mache ich auch das«, sagte ich und ging ins Haus…

***

Die Stille war ihm unheimlich. Er hörte sich schwer atmen und spürte einen unangenehmen Druck im Nacken und in der Brust. Aber er lebte, und das war gut.

Efrim Täte drehte den Kopf nach links. Sein Killerpartner saß nicht mehr im Sitz, er hing darin. Sein Gesicht war blutverschmiert. Der Stein hatte bei seiner Aufprallwucht Haut und Lippen aufgerissen und auch Zähne eingeschlagen. Jetzt lag er hinten auf dem Rücksitz als wäre nichts gewesen.

Gunnar Clear hatte die Hände zu Fäusten geballt. Vor seinen blutigen Lippen sprühte der Speichel in kleinen Bläschen, die durch das Blut rosafarben geworden waren.

Efrim war kaum etwas passiert, der Gurt hatte gehalten. Vielleicht die eine oder andere Prellung, mehr aber nicht. Zudem konnte er noch klar denken und überlegte natürlich, wer ihnen dieses mörderische Geschenk in den Wagen geschleudert haben konnte. Da gab es eigentlich nur eine Lösung: Es mußte der Vampir gewesen sein!

Aber war der nicht vernichtet worden? Erst durch den Pfahl und dann durch zwei Kugeln.

Efrim Täte schüttelte den Kopf. Er konnte sich nur schwer vorstellen, daß es der Blutsauger überstanden hatte. Dann jedoch erinnerte er sich an seinen Angriff.

Er hatte mit dem angespitzten Pflock zugestoßen. Ins Herz hatte er die Gestalt treffen sollen. Durch die Bewegung des Vampirs mußte er das Ziel verfehlt haben. Der Pflock war nicht dort hingejagt, wo das Herz des Blutsaugers saß.

Sein Fehler…

Dann die beiden Kugeln. Gut, Gunnar hatte ihn erwischt, doch Bleigeschosse sind für Vampire nicht tödlich.

Fehler Nummer zwei.

Und welches würde der dritte werden?

Täte dachte daran, daß sie so schnell wie möglich weg mußten. Zu Fuß, alles liegen- und stehenlassen. Er konnte laufen, doch als er sich Clear anschaute, bekam er doch leichtes Magendrücken, denn so wie der Killer aussah, würde er es wohl kaum schaffen. Der schien mehr tot als lebendig zu sein.

Täte schnallte Clear und sich selbst los. Gunnar rutschte ein Stück nach vorn, weil er durch den Gurt nicht mehr gehalten wurde. Efrim berührte ihn an der Schulter.

»He, hörst du mich?«

Clear stöhnte nur.

Täte bewegte ihn heftiger. Nur mühsam schlug der Blonde die Augen auf. »Verdammt!« nuschelte er. »Ich… ich … kann nicht mehr. Mich hat es erwischt.«

»Wir müssen aber weg.«

»Wohin?«

»Das ist egal. Nur raus hier. Kannst du laufen?«

»Weiß ich nicht.«

Täte ergriff jetzt die Initiative. Er verließ den alten Daimler und ging um das Wrack herum. Fit war er auch nicht. Bei jedem Schritt spürte er das rechte Knie, mit seinem Nacken stimmte auch etwas nicht, ebenso wie mit der rechten Schulter.

Bevor er die Tür an der Beifahrerseite aufzog, schaute er noch den

Hang hoch.
Die Wolken am Himmel waren verschwunden. Bleiches Mond – und Sternenlicht malte einen silberfarbenen Glanzteppich auf das Gras, das der Wind bewegte wie ein Meer.
Er konnte genau erkennen, wo sie mit dem Wagen den Hang hinabgerast waren. Die Reifen hatten tiefe Spuren in den Untergrund gefräst, Grassoden und lehmige Klumpen herausgerissen, als wäre ein Panzer die Strecke gefahren.
Den Steinwerfer sah Täte nicht. Wenn er überhaupt noch in der Nähe lauerte, dann sicherlich in einer guten Deckung. Außerdem war er auch nicht scharf darauf, dem Vampir in die Arme zu laufen.
Von der breiten Motorhaube war nur mehr ein großer Klumpen Blech übriggeblieben. Zum Glück hatte der Wagen nicht gebrannt.
Die zweite Tür klemmte. Täte mußte einige Male ziehen, bevor es ihm gelang, sie zu öffnen.
Sein Killerpartner kippte ihm entgegen. Die Augen waren weit geöffnet, er hatte einen starren Blick bekommen. Täte glaubte nicht einmal daran, daß Clear ihn erkannte.
Er legte ihn zu Boden. Mit einem Taschentuch wollte er einen Teil des Blutes aus dem Gesicht entfernen. Kaum aber hatte er die Stelle berührt, als Clear aufschrie.
»Ist ja in Ordnung, Gunnar, ist ja alles klar. Wir müssen trotzdem weiter, verstehst du?« Er kniete sich neben ihn.
Clear starrte ihn an. »Ich… gehe vor die Hunde!« nuschelte er.
»Ich kann nicht mehr.«
»So schnell stirbt man nicht. Du hast schon vieles hinter dich gebracht. Das flickt ein Arzt zurecht.«
»Nein, ich…«
Täte hörte nicht mehr hin, was sein Partner ihm noch zuflüsterte.
Etwas strich kalt über seinen Rücken, das man durchaus mit einer Gänsehaut vergleichen konnte.
Für Täte ein Warnsignal. Er schnellte hoch und gleichzeitig auch herum.
Der andere war schneller und dessen Waffe auch.
Es war ein Ast oder ein Holzknüppel, der plötzlich niedersauste.
Wuchtig und zielsicher geschlagen, traf er Tates Kopf, der das Gefühl hatte, sein Schädel würde in unzählige Teile zerspringen. Vor seinen Augen blitzte es auf. Unzählige Sterne rasten aus der Finsternis auf ihn zu und schlugen außen gegen seinen Kopf.
Er hielt sich noch auf den Beinen, ging sogar einen Schritt zurück und erkannte schattenhaft, wer da vor ihm stand.
Es war der Gnom!
Er hatte sich die Schlagwaffe besorgt und sich in Tates Rücken angeschlichen. Den kurzen Knüppel ließ er fallen. Dafür öffnete er

sein Maul. Schaurig bleich leuchteten die Vampirzähne im Mondlicht.

In diesem Augenblick fiel Täte um, nicht auf einmal, er knickte mehrmals ein, bevor er zu Boden sank. Im weichen Gras blieb er liegen, nicht bewußtlos, aber apathisch und völlig groggy.

So bekam er noch mit, was um ihn herum vorging, auch wenn er den Akteur nur mehr verschwommen erkannte. Jetzt, wo er lag, kam ihm selbst der Zwerg unnatürlich groß vor.

Seine Füße schleiften durch das Gras, als er Täte umging und sich Gunnar Clear zuwandte. Über seine grauen Lippen drang ein brummendes Geräusch, das sich verstärkte, als er neben Clear auf die Knie fiel.

Er beugte sich vor.

Täte hielt den Atem an.

Deshalb wurde es noch stiller, und er konnte die anderen Geräusche vernehmen.

Das Schmatzen und Schlürfen, dieses Saugen und Keuchen, das ihm fast den Magen hochtrieb.

Er wußte genau, was mit seinem Killerfreund geschah. Der Vampir saugte ihm das Blut aus.

Plötzlich war die Angst da. Wuchtig stieß sie in ihm hoch. Sie war wie eine Wand, die alles einkeilte und ihm kaum Luft zum Atmen ließ.

Er konnte noch denken, wenn es ihm auch nicht gelang, sich zu bewegen. Täte dachte daran, daß nach Gunnar Clear die Reihe an ihm war. Noch bestand Galgenfrist.

Der Vampir kümmerte sich nicht um ihn. Für ihn war Clears Blut wichtiger.

Noch immer hatte Efrim Täte unter dem Treffer zu leiden. Sein Kopf schien in eine Wand aus Flammen eingetaucht zu sein. Wenn er sich bewegte, war es besonders schlimm. Dann stachen die Schmerzen wie Lanzenstiche durch den Schädel und explodierten unter der Kopfdecke.

Um überhaupt fortzukommen, mußte er sich zunächst auf die Seite rollen. Sein Gesicht versank im Gras. Er schmeckte die Feuchtigkeit der Halme auf den Lippen, schaffte es beim ersten Versuch nicht, sich hochzustemmen, weil ihm übel wurde.

Er übergab sich.

Die Welt drehte sich vor seinen Augen. Bäume, Himmel, Sterne und der Mond kreiselten immer schneller und explodierten plötzlich, als er es geschafft hatte, auf die Knie zu kommen.

Wieder fiel er hin.

Wie lange er sein Gesicht in das Gras gepreßt hatte, wußte er nicht zu sagen. Getier krabbelte über seine Haut. Das Kitzeln machte ihn etwas munterer. Er dachte wieder daran, in welch einer Gefahr er sich befand und daß er flüchten mußte.

Auf die Beine würde er niemals kommen. Dafür war er zu schwach.

Vielleicht gelang es ihm, sich irgendwo im Wald zu verstecken, wenn er erst einmal das Unterholz durchquert hatte. Er kroch weiter. Auf allen vieren mußte er sich bewegen, bei jedem Schaukeln schien sein Kopf zu zerspringen. Er keuchte und verlor dabei Speichel. Sein Gesicht war verzerrt, der Schweiß klebte darauf, als hätte man ihn angeschmiert.

Und so kämpfte er sich weiter voran. Bis in die Höhe des demolierten Daimlers kam er, als ihm plötzlich etwas auffiel.

Es war einfach die Stille, die ihn störte. Kein Schmatzen mehr, kein Saugen, kein lautes Schlürfen, der Vampir mußte mit Gunnar Clear fertig sein.

Angst durchfuhr ihn. Täte kroch nicht mehr weiter. Er blieb auf dem Fleck und drehte mühsam den Kopf.

Der Vampir war aufgestanden. Er stand noch in leicht gebückter Haltung neben dem reglosen Körper seines Partners und wischte sich über die Lippen.

Dann drehte er sich langsam um.

Ihre Blicke trafen sich. Erst jetzt stellte Täte fest, daß die Augen des Blutsaugers blaß und kalkig waren. In der Mitte und an den Rändern allerdings dunkler, als hätte jemand mit Farbe einige Streifen nachgezogen. Seine überlangen Arme pendelten. Der Vampir-Gnom fixierte sein zweites Opfer. Plötzlich wußte Täte, daß er kriechend nicht mehr entwischen konnte. Er sammelte seine gesamte Kraft und kam tatsächlich auf die Beine. Gleichzeitig lief er vor, trat ins Leere, in den Schacht. In seinem Kopf detonierten Granaten, dann fiel er wieder.

Sein Körper krachte in das sperrige Unterholz zwischen zwei Baumstämmen. Er hörte noch das Brechen der Zweige, die auch über sein Gesicht schabten und Haut aufrissen.

Zwei Sekunden später drang das Jaulen an seine Ohren. Ein Hund war es nicht, der auf ihn zukam. Vampir-Gnom freute sich auf die nächste Beute. Seine Klauenhand umklammerte den Nackenkragen des Killers und riß ihn hoch.

Täte schrie.

Keiner half ihm. Er wurde auf den Rücken geschleudert, und der Blutsauger sprang auf seinen Körper. Mit dem Gewicht drückte er ihn am Boden fest. Eine nach Moder riechende Klaue strich über das Gesicht des Killers, fand das Haar und zog es nach hinten. Der Kopf machte die Bewegung, die Haut am Hals straffte sich.

Jetzt hatte er die richtige Lage.

Das Gesicht des Vampirs nahm die Form eines Ballons an, als er sich über das zweite Opfer beugte.

Efrim Täte schrie auch nicht mehr. An der linken Halsseite spürte er

diesen kurzen, ziehenden Schmerz.
Der Biß des Vampirs.
Einen Moment später schwamm Efrim Täte hinein in die dunkle Welt der Schattengeschöpfe…

***

Von der Landschaft sah ich nicht viel, da wir tatsächlich bei Einbruch der Dunkelheit und begleitet von den guten Wünschen meiner Mutter losgefahren waren.
22 Meilen waren es genau. Sie können lang werden, wenn man durch die Berge rollt und die Strecke ziemlich kurvig ist. Der Rover tat seine Pflicht, auch wenn es kein BMW war, auf den Suko mit klopfendem Herzen wartete. Vielleicht hatte er ihn auch schon.
Ich sprach mit meinem Vater über Broderick Manford. Daß dieser Mann zwei Killer engagiert hatte, war meinem alten Herrn auch unbegreiflich. »Der muß völlig von der Rolle gewesen sein«, sagte er.
»Ich frage mich nur, Dad, was ich tun muß, wenn die beiden Killer bei ihm erscheinen.«
»Laß sie in Ruhe!«
Ich lachte auf und schaltete einen Gang tiefer, weil eine Linkskurve im Licht der Scheinwerfer erschien. Sie wand sich um einen vorspringenden Buckel herum. »Denk daran, daß ich zu Scotland Yard gehöre.«
»Richtig, aber du jagst Dämonen, keine Killer.«
»Stimmt nicht. Hin und wieder trete ich auch der Mafia ganz gehörig auf die Zehen.«
Ich bekam einen schiefen Blick zugeworfen. »Und das hast du überlebt, John?«
»Mit viel Glück.«
»Irgendwann läßt dich auch das einmal im Stich.«
Ich klopfte gegen meinen Kopf. »Ein paar Jährchen kann es ruhig noch an meiner Seite stehen.«
»Sag mal lieber Jahrzehnte.«
»Dagegen habe ich auch nichts.«
Wir rollten in eine Ortschaft ein. Es war ein wunderbarer Abend, der auch von den Bewohnern genossen wurde. Die wenigen Gaststätten waren außen hell erleuchtet. Tische und Stühle standen im Freien. Wir hörten Musik, Stimmen, das Klingen der Gläser. Uns wurde zugetrunken, als der Rover langsam durch die Straßen fuhr.
»Die haben es besser«, sagte mein Vater.
»Dienst ist Dienst.«
»Wenn alles vorbei ist, kannst du dann noch bleiben?«
»Mal sehen.«
»Zwei bis drei Tage? Mutter würde sich freuen.«

»Ich werde es versuchen.«
Am Ende des Ortes stieg die Straße wieder an. Wir glitten in eine Rechtskurve. Ein Motorradfahrer kam uns entgegen. Sein Scheinwerfer blendete mich. Wie ein Schatten war die Maschine vorbei.
»Wir brauchen nicht mehr bis zum nächsten Ort. Es gibt einen Weg, da mußt du abbiegen.«
»Verstanden.«
Wind wehte durch die offenen Scheiben. Er kühlte und brachte gleichzeitig den Geruch der Nadelbäume mit. Links von uns schimmerte das Wasser eines Sees. Die gekräuselte Oberfläche sah aus, als würden Silberfäden über sie hinweglaufen. In der Mitte des Sees spiegelte sich der fast volle Mond wie ein dicker, an den Seiten zerlaufender Ballon.
»Ein kleines Paradies«, sagte mein Vater.
»Stimmt. Ihr habt gut daran getan, wieder nach Schottland zu ziehen.«
»Das wäre etwas für dich, später, meine ich. Uns gehört das Haus, es ist schuldenfrei.«
»So weit denke ich noch nicht.«
»Wie geht's in London?«
»Wenn du die Stadt meinst, so wird sie immer schlimmer. Sie erstickt im Verkehr. Ich fahre oft genug mit der U-Bahn ins Büro. Sonst kommst du in den Schlangen noch um.«
»Kann ich verstehen.« Vater hob den Arm. »Gib jetzt acht, die Abzweigung rechts ist nur schwer zu finden.«
»Okay.«
Wir rollten auf einem Höhenrücken dahin. Weiter vorn sah ich die Lichter der nächsten Ortschaft. Zu ihr gehörte auch das abseits stehende Landhaus des Broderick Manford.
Die Abzweigung sah ich tatsächlich erst im letzten Augenblick.
Eine wild wuchernde Hecke schattete sie ein. Ich zog den Wagen herum, die Reifen wimmerten etwas, das war mir egal.
Der Weg war schmal, aber glatt asphaltiert. Ein Hinweisschild erschien im kalten Licht.
MANFORD HOUSE
»Da wären wir«, sagte mein alter Herr.
»Ich sehe nichts.«
»Wir rollen bereits durch den Park.«
Es war kein regelrechter Park, sondern eine bewaldete Landschaft.
Selbst bei diesen Lichtverhältnissen erkannte ich, daß sie gepflegt wurde. Hinter den Kronen der Bäume entdeckte ich einen helleren Schimmer. Dort mußte sich das Haus befinden.
Die Zufahrt war sehr breit. Man konnte sie von zwei Seiten erreichen, mußte nur um ein Rondell fahren.

Laternen hingen wie Greifarme von der Hauswand herab. Sie strahlten ihr Licht zu den Seiten hin und auch gegen den Boden.

Heller Kies glänzte wie frisch gefallener Schnee.

Das Haus selbst machte auf mich einen trutzigen Eindruck. Es war schon älter und auch ohne viel Schnörkel gebaut worden. Der Kasten stand da und fertig.

Vor dem breiten Aufgang mit den mächtigen Steingeländern ließ ich den Wagen ausrollen. Einige Fenster waren erleuchtet. Im Erdgeschoß und auch in der ersten Etage.

Mein Vater war als erster aus dem Rover. Ich folgte ihm langsamer. Als ich die breiten Stufen hochschritt, kam ich mir vor wie ein kleiner King.

Horace F. hatte schon geklingelt. Sehr schnell wurde geöffnet. Eine schwere Türhälfte schwang lautlos zurück. Der Hausherr stand nicht vor uns. Wie es sich geziemte, hatte er seinen Butler geschickt, einen Knaben in schwarzer Hose, weißem Hemd und gestreifter Weste. Ich hatte einen vertrockneten, knochigen Typ erwartet. Stellte beim Näherkommen jedoch fest, daß er auch gut hätte einen Leibwächter spielen können, bei dem Kreuz und den Muskeln.

»Sind Sie angemeldet.«

»Harry, die Herrschaften sind angemeldet. Du kannst dich jetzt zurückziehen.« Die Stimme war aus dem Innern des Hauses gedrungen und hörte sich an wie sanftes Donnergrollen. Auf den Hausherrn war ich wirklich mal gespannt.

Der Butler schaute uns noch einmal an, deutete eine Verbeugung an und kam auf leisen Sohlen.

»Ja, dann kommt mal rein, Vater und Sohn!« Abermals grollte uns die Stimme entgegen.

Ich ließ meinem alten Herrn den Vortritt. Er hätte mich wirklich vorwarnen können, denn auf einen Anblick wie den folgenden war ich nicht vorbereitet gewesen.

Ich sah eine Löwenmähne. Gelbbleiches Haar, das zu dem Kopf paßte und auch zu dem gewaltigen Körper, der trotzdem klein wirkte, weil Broderick Manford nicht mehr gehen konnte. Er saß in einem batteriebetriebenen Rollstuhl. Die gelbe Löwenmähne umgab sein zernarbtes, trotzdem von der Sonne gebräuntes Gesicht, in dem das hart blickende Augenpaar auffiel. Die Pupillen wirkten wie Eiskristalle. Der Mann benötigte keine Brille. Er fixierte uns scharf, während er den Rollstuhl auf uns zufahren ließ.

Ich konnte mir vorstellen, daß dieser Mann auch Killer bestellte.

Der war nicht nur hart gegen sich selbst, auch brutal gegen andere.

Ein Knochenbrecher, ein Aufsteiger, ein Top-Mann der Ellbogengesellschaft.

»Mein lieber Horace, ich wußte, daß ich mich auf dich verlassen

konnte. Ich danke dir.« Er ließ den Rollstuhl vor meinem Vater ausfahren und reichte dem alten Herrn beide Hände.

»Grüße dich, Brod.« Vater gab sich etwas reserviert. Meine Worte hatten ihn sicherlich nachdenklich gemacht.

Das merkte auch Manford. Er tätschelte die Wange meines Vaters.

»Jetzt sei nicht so.«

Ich hatte Zeit, mich in der Halle umzuschauen. Einen anderen Eindruck fand ich nicht für die Weite im untersten Etagenbereich. Weit und trotzdem eng.

Das konnte an den dunklen Möbeln liegen, die sich in der Halle verteilten und so sicher auf dem Steinfußboden standen, als würden sie in den nächsten Jahren nicht mehr verrückt werden. Ich suchte vergebens nach der Gemütlichkeit. Selbst die Lüster unter der hohen Decke verbreiteten sich. Irgend etwas fehlte. Vielleicht waren es auch die Blumen, oder lag es vielleicht an der Kühle?

Die Suche nach meiner Antwort schenkte ich mir, denn die Donnerstimme des alten Manford erreichte mich. »Sie also sind der Sohn meines Freundes Horace.«

»So ist es.«

Ich kam ihm entgegen, und er beobachtete mich dabei. Er hielt seinen Blick auf mein Gesicht gerichtet, als wollte er jeden Quadratzentimeter der Haut einzeln abtasten. Ob er mit meiner Besichtigung zufrieden war, konnte ich nicht sagen, jedenfalls traf ich keinerlei Anstalten, seinem Blick auszuweichen.

Ich reichte ihm die Hand. Er ergriff sie und drückte sie nur knapp.

Dabei drehte er noch den Kopf. »Horace, ich habe das Gefühl, dein Sohn mag mich nicht.«

»Woher willst du das wissen?«

»Ich las es in seinen Augen.«

»Unsinn.«

Das laute Lachen unterbrach meinen Vater. »Doch, Horace, irgendwie bin ich ihm unsympathisch.« Er hob seine breiten Schultern. »Aber das bin ich aus meinem langen Leben gewohnt.«

»Zu recht oder zu unrecht?« fragte ich.

»Erkundigen Sie sich bei den anderen. Ich hatte und habe noch sehr viele Feinde.«

»Dann haben Sie auch viel Ehr.«

»Wenn man es so sieht, sicher. Kommen Sie, setzen Sie sich. Ich darf vor ausfahren.«

Er rollte auf eine Sitzgruppe zu. Die Sessel umstanden einen sehr großen viereckigen Tisch, ein Unikat wahrscheinlich. Er bestand aus dunklem Holz und einer helleren, aufgerauten Steinplatte. Getränke standen nebenan auf einem Barwagen.

»Sie können sich bedienen, Mr. Sinclair, und du natürlich auch,

Horace.«
»Vielleicht später«, sagte ich.
»Okay. Ich habe Harry extra weggeschickt. Was wir zu bereden haben, braucht er nicht unbedingt zu hören.«
»Das ist Ihr Problem, Mr. Manford.«
Broderick nickte. Seine Löwenmähne geriet dabei in Wallung und fiel nach vorn. Über der Stirn bildete sie einen Kranz. »Sie wissen sicherlich, weshalb Sie Ihren Vater begleitet haben.«
»Ich bin eingeweiht.«
»Dann will ich Ihnen sagen, daß die Killer bereits auf dem Weg sind, um den Blutsauger zu stellen.«
Ich schaute ihn an. In seinem Gesicht bewegte sich nichts. Auch nicht die dicken Lippen, die den Mund bildeten. »Und Sie sind sicher, das Richtige getan zu haben?«
Er hob die Schultern. »Nach Mitternacht wissen wir mehr.« Einen Irrtum wollte er nicht direkt zugeben.
»So habe ich das nicht gemeint, Mr. Manford. Mir kam es auf die Art und Weise an, wie Sie reagiert haben. Was Sie taten, ist ungesetzlich, Mr. Manford.«
»Ha!« machte er und schaute meinen Vater an. »Hör mal, Horace, wen hast du mir da angeschleppt?«
»Beruhige dich.« Vater winkte ab. »John ist Polizist, das weißt du genau. Und wenn ich recht über seine Worte nachdenke, muß ich ihm zustimmen. Was du getan hast, ist ungesetzlich. Du kannst keine Mordaufträge vergeben. In diesem Fall muß man dich auf die gleiche Stufe mit den beiden Killern stellen.«
Broderick Manford ärgerte sich. Er fuhr mit der rechten Hand durch sein gelbliches Haar. »Verdammt noch mal, Horace, das ist ja eine Unverschämtheit. Wenn ich dich nicht so gut kennen würde…«
»Nein!« sprach ich laut dazwischen. »Sie haben das Gesetz gebrochen, Mr. Manford.«
»Aber nicht bei einem Vampir!« fuhr er mich an. »Ich habe den beiden Killern den Auftrag gegeben, einen Toten zu vernichten. Einen lebenden Toten, einen Wiedergänger meinetwegen, eben einen Vampir. Begreifen Sie das denn nicht?«
»Wissen Sie denn, daß es sich um einen Vampir handelt?«
»Und ob.«
»Wieso?«
»Ach, das erkläre ich Ihnen später. Sie müssen davon ausgehen, daß wir es mit einem Vampir zu tun haben. Ich habe mich selten geirrt.«
»Was soll ich denn hier?«
Meine Frage überraschte ihn. Er fuhr durch sein Gesicht, schluckte und beugte sich vor. »Mr. Sinclair, das Schicksal hat mich getroffen. Meine Feinde sagen, es war die Gerechtigkeit, die mich zu einem

Krüppel machte. Wie dem auch sei, ich sitze hier im Rollstuhl und kann mich kaum bewegen. Jetzt stellen Sie sich mal vor, die beiden Killer schaffen es trotz meiner Belehrungen nicht, mit dem Blutsauger fertig zu werden. Dann kommt er her. Ich sitze hier und kann mich nicht bewegen. Würde ich auf meinen eigenen Beinen gehen können, hätte ich es mit ihm aufnehmen können, doch diesmal schützt mich nicht einmal das hier.« Er knöpfte sein weißes Hemd und holte ein Silberkreuz hervor. »Damit könnte ich ihn zwar verscheuchen, aber er würde zurückkommen. Immer und immer wieder.«

»Dann sehen Sie mich also als Ihre Rückendeckung an.«

»So ähnlich. Ihr Vater hat mir erzählt, welchen Job Sie ausüben. Außerdem haben sich einige Ihrer Fälle herumgesprochen, die Sie in dieser Gegend erlebt haben. Es gibt für Sie keine Probleme, wenn der Vampir hier erscheint. Kommen die Killer, werden Sie die beiden Männer nicht zu Gesicht bekommen. Harry, mein Butler, hat die Vollmacht, sie zu entlohnen. Das ist alles.«

»Dann kann ich fahren?«

»Richtig. Sie bekommen die Spesen von mir ersetzt.«

»Danke, das brauche ich nicht«, erwiderte ich steif. Ich kam noch einmal auf den Butler zurück. »Dieser Harry ist doch mehr als nur Ihr Diener, oder?«

»Natürlich, er ist ein ausgebildeter Einzelkämpfer.«

»Wunderbar. Hätte er mit dem Blutsauger denn nicht fertigwerden können?«

»Das weiß ich nicht. Außerdem will er nicht wahrhaben, daß es Vampire gibt. Er glaubt nicht an die Bedrohung. Ich habe das Thema einmal angeschnitten und es rasch wieder sein lassen, als ich seine Reaktion merkte. Vergessen wir das also.«

Ich hatte eine weitere Frage. »Was macht Sie eigentlich so sicher, daß es sich bei Ihrem Gegner tatsächlich um einen Vampir handelt, Mr. Manford?«

»Ja, das möchte ich auch gern wissen, Brod. Du hast auch mit mir kaum über diese Thema gesprochen.«

»Es ist die Vergangenheit.«

Als er sah, daß ich verständnislos den Kopf schüttelte, wurde er genauer. »Ich kann auch sagen, der Fluch der Manfords. Es liegt gut zweihundert Jahre zurück, da hat es begonnen. Aus unserer Familie verschwand aus rätselhaften Umständen jedesmal ein Mitglied. Jede Generation verlor entweder eine männliche oder eine weibliche Person, Sie war weg, urplötzlich, und sie tauchte auch nicht wieder auf.«

»Hat man nie eine Leiche gefunden?«

»Nein, Mr. Sinclair, das hat man nicht. Das ist unser Problem, keine Leiche, keine Nachricht mehr.«

»Was hat es mit dem Vampir zu tun?«
Er hob eine Hand. »Darauf werde ich noch kommen. Natürlich haben meine Vorfahren Nachforschungen anstellen lassen. Auch ich tat es, und ich habe wohl Erfolg gehabt, denn mir fiel ein altes Schriftstück in die Hände, das ich als Familienurteil ansehe. Im Jahre 1787 ist es ausgestellt worden.«
»Von wem?«
»Von Sir John Manford. Er herrschte hier. Unsere Familie gehörte damals noch dreimal so viel Land wie heute. Auf diesem Land trieb sich jemand herum, der Zumbra hieß. Ein Gnom, ein Verwachsener, wie aus den Unterlagen hervorging. Ein Mensch, der von einer Zigeunersippe ausgestoßen wurde und sich in den Wäldern und den nahen Höhlen versteckte. Allerdings nur bei Sonnenlicht. In der Nacht machte er sich auf den Weg, um seine Opfer zu holen. Er wollte ihr Blut.«
»Das ist sicher?«
»Zeugen haben es belegt. Er griff Menschen und Tiere an. Er konnte dann gefangen und abgeurteilt werden.«
»Zum Tode.«
»Genau.«
»War dieser Sir John dazu berechtigt?«
Manford winkte ab. »Wer fragt schon danach? Mein Ahnherr jedenfalls hatte die Macht.«
»Und wie ging es weiter?«
»Man tötete ihn und begrub ihn.«
»Wie hat man Zumbra getötet?«
»Gehängt!«
Ich schaute Manford so intensiv an, daß er nervös wurde. »Wie? Glauben Sie mir nicht?«
»Schon. Nur kann man einen Vampir, falls es sich bei Zumbra tatsächlich um einen solchen handeln sollte, nicht hängen.«
»Das weiß ich jetzt auch.«
»Und nach seinem Tod verschwanden die Menschen?«
»Ja. Er ist natürlich nicht auf einem normalen Friedhof begraben worden. Man verscharrte ihn irgendwo. Dann muß er sein Grab verlassen haben, um seine Rache zu beginnen.«
Mein Vater unterbrach den Redefluß des Hausherrn. »Was sagst du zu dieser Theorie, John?«
Ich hatte die Stirn in Falten gelegt. »Sie will mir nicht so ganz in den Kram passen.«
»Weshalb nicht?«
»Das will ich erklären, Dad. Gesetzt den Fall, Zumbra ist tatsächlich ein Vampir und hat sich die Opfer der Reihe nach geholt, dann mußten wir doch auch davon ausgehen, daß die Opfer ebenfalls zu

Blutsaugern geworden sind.«
Mein alter Herr verstand. Seine Augen weiteten sich, er wurde etwas käsig. »Und Vampire brauchen Blut.«
»Ja, so ist es. Sie hätten sich also auf den Weg machen müssen, um andere Menschen zu überfallen.« Ich schaute Manford an. »Ist so etwas geschehen? Haben Sie darüber Aufzeichnungen gefunden?«
»Nein.«
»Auch nicht über rätselhafte Vorgänge in neuerer Zeit?«
»Die Mitglieder der Familie blieben verschwunden, Mr. Sinclair. Da half alles nichts.«
»Aber wie kommen Sie darauf, daß es ein Vampir gewesen sein könnte? Und gerade dieser Zumbra?«
»Ich sah ihn.«
»Das hast du mir gar nicht gesagt!« beschwerte sich mein Vater lautstark.
Manford hob die Schultern. »Ich hielt es nicht für nötig, verstehst du? Wichtig ist doch, daß ich ihn gesehen habe. Alles andere kannst du vergessen.«
»Wie war das genau?«
»Er kam in der Nacht. Ich hörte in meinem Schlafzimmer Geräusche am Fenster. Als ich mit der Taschenlampe hinleuchtete und das Licht durch die Scheibe strahlte, sah ich sein Gesicht. Eine graue Fratze, versehen mit zwei Vampirzähnen, die aus seinem Oberkiefer stachen. Das hat mir gereicht. Es gibt ihn.«
Ich nickte. »Gut, Mr. Manford, ich glaube Ihnen gern. Nur wunderte es mich, daß dieser Zumbra nicht bei Ihnen eingedrungen ist und Ihr Blut getrunken hat.«
Er nickte. »Darüber habe ich auch nachgedacht und bin sogar zu einem Ergebnis gekommen.«
»Das würde ich mich interessieren.«
»Ich gehe davon aus, daß er den Fluch noch nicht erfüllt hat. Aus meiner Generation ist niemand verschwunden. Meine Frau starb vor vier Jahren eines natürlichen Todes.«
»Meinen Sie nicht, daß Zumbra sich Sie als Opfer ausgesucht haben könnte?«
»Dann wäre er zu mir gekommen, aber er zog sich wieder zurück. Vielleicht war ihm die Zeit nicht reif genug. Ich engagierte die beiden Killer und rüstete sie sogar mit einem angespitzten Eichenpflock aus, damit sie Zumbra zerstören.«
»Haben Sie denn gewußt, wo sie ihn finden konnten?«
»Sicher. Er muß dort leben, wo sich die Höhlen befinden. Da wird das Gelände sehr steinig. Es ist ein unheimlicher Ort.«
»Weit weg von hier?«
»Ein paar Meilen.«

»Aber Sie glauben, daß der Vampir auch an Ihrer Generation seine alte Rache erfüllen will?«

»Ja, davon bin ich überzeugt.«

»Jetzt haben Sie Angst um sich.« Beinahe empört schaute er mich an. Dann kratzte er über seine linke Wange. »Nein, nicht um mich. Ich bin 72, habe das Leben praktisch hinter mir. Drehen Sie sich um und schauen Sie, wer da an der Treppe steht.«

Mein Vater und ich reagierten zur gleichen Zeit. Auf der letzten Stufe stand eine junge Frau. Sie hatte uns belauscht, absichtlich, das war mir klar.

»Sie sehen dort Lisa, meine Tochter. Und jetzt wissen Sie auch, um wen ich Angst habe und weshalb ich die beiden Killer engagieren mußte…«

***

Zumbra war satt!

Der Lebenssaft beider Männer hatte ihm gut getan. Er fühlte sich hervorragend, beschwingt und steckte voll böser Kraft. Gleichzeitig auch lethargisch. Trotz der Dunkelheit und des Mondlichts wollte er sich ausruhen. Verstecken in seiner Höhle, durchschlafen bis zur nächsten Nacht.

Dann wiederum kam ihm der alte Fluch in den Sinn. Er dachte daran, daß es Zeit war, ihn zu erfüllen, denn er mußte sich um die Generation der Manfords kümmern.

Da war jemand, den er sich ausgesucht hatte. Eine Person, die auf seinem Friedhof noch fehlte.

Diese Nacht hatte ihn gestärkt. Er fühlte sich so gut wie seit langem nicht mehr.

Diese Nacht war genau richtig.

Er ging dorthin, wo die beiden Menschen lagen, die er blutleer gemacht hatte.

Einer von ihnen rührte sich bereits. Es war der Blonde mit dem blutigen Gesicht. Er hatte sich auf den Rücken gewälzt und öffnete die Augen. Das Mondlicht traf seine Gestalt, gab ihr einen weichen Schimmer und berührte auch das Gesicht.

Nicht nur die Augen standen offen, auch der Mund. Er war halb geöffnet, und aus dem Oberkiefer wuchsen zwei spitze, gelblichweiße Zähne wie Dolche.

Dieser Mann war kein Mensch mehr. Der alte magische Fluch hatte ihn zu einem Vampir werden lassen.

Zumbra stand unbeweglich vor ihm. In seinem breiten und großen Gesicht bewegte sich der Mund. Ein Zischen schwang dem Liegenden entgegen, der dies als Zeichen ansah.

Er stemmte sich hoch.

Seine Bewegungen wirkten noch verschlafen, aber er blieb stehen, als er sich auf die Füße gestellt hatte. Seine Arme pendelten vor und zurück, den Kopf hatte er in den Nacken gelegt, um den Mond anzuschauen, der ihm durch sein Licht die neue Kraft verlieh.

Kraft, die jedoch ständig erneuert werden mußte. Da gab es nur eine Lösung.

Blut!

Eine Bewegung ließ Zumbra aufmerksam werden. Auch der zweite Blutleere hatte sich aufgerichtet. Es war der schwarzhaarige Efrim Täte, der ebenfalls zu einem Monster geworden war und sich auf die Suche nach Blut begeben würde.

Er drehte sich auf der Stelle, schüttelte den Kopf und witterte dann, als würde er das Blut riechen.

In der Nähe befanden sich keine Menschen. Wenn sie jemand finden wollten, mußten sie einige Meile gehen.

Keine Schwierigkeit für die Vampire. Um an den kostbaren Lebenssaft zu gelangen, nahmen sie fast jedes Opfer auf sich.

Und so liefen sie hinein in die Nacht auf der Suche und auf der Jagd nach Blut.

Die Menschen aber waren ahnungslos. Das jedenfalls hofften die drei Wiedergänger…

***

Die junge Frau stand so, daß sie nicht voll vom Schein des Lüsters an der Decke erfaßt wurde. Das Licht streifte sie nur. Es reichte aus, um sie erkennen zu können.

Sie mußte Mitte Zwanzig sein, hatte braunes Haar, deren Flut auch von einem gelblichen Schimmer durchzogen wurde. Mit Hilfe von Kämmen hatte sie die Pracht hochgesteckt. Ihr Gesicht zeigte weiche Züge. Etwas pausbäckige Wangen, eine kleine Nase, ein schön geschwungener Mund. Keine absolute Schönheit, eben eine normale junge Frau.

»Du kannst ruhig herkommen, Lisa«, sagte ihr Vater. »Zugehört hast du wahrscheinlich.«

»Stimmt.«

Sie kam. Mein Vater und ich standen auf. Das Kleid war lang und bestand aus einer Fülle von Stoff, der sich um ihre Gestalt schmiegte. Sie trug keinen Schmuck und wirkte auf mich so, als wäre sie gerade aus dem Bett gestiegen.

»Hallo Lisa«, sagte mein Vater und reichte ihr die Hand.

»Guten Abend.«

Dann war ich an der Reihe. Mich musterte sie prüfend. Sie besaß dunkle Augen, ebenfalls braun wie auch das Haar. Der Mund verzog sich zu einem Lächeln, die Hand war kühl, sie wirkte zerbrechlich, als

sie in meiner lag. »Ich freue mich, Sie zu sehen, Mr. Sinclair.«

»Sagen Sie John.«

»Gut, ich bin Lisa.« Sie ließ meine Hand los, ging zu ihrem Vater und beugte sich zu ihm herab, um ihm einen Kuß auf die Wange zu drücken. Dann nahm sie neben mir in einem noch freien Sessel Platz und saß auch ihrem Vater gegenüber.

»Möchten Sie wirklich nichts trinken?« fragte sie. »Unser Whisky ist hervorragend.«

»Okay, Lisa, da sage ich nicht nein.«

Auch mein Vater stimmte zu, Manford ebenfalls. Wir bekamen jeder einen Doppelstöckigen, hoben das Glas an und tranken noch nicht, da Manford erst noch einen Trinkspruch loswerden wollte.

»Auf daß wir die Vampire der Reihe nach vernichten«, sagte er.

Danach leerte er das Glas mit einem Zug.

Ich kam noch einmal auf den Spruch zurück. »Sie haben von mehreren Vampiren gesprochen. War das Absicht?«

»Nein, es rutschte mir nur so heraus. Ich denke vor allen Dingen an Zumbra und auch an meine Tochter.«

»Sie rechnen damit, daß der Blutsauger sie gerade heute holen will?«

»Vielleicht. Ich jedenfalls habe einiges in Bewegung gesetzt, wenn Sie verstehen. Ich habe die Killer losgeschickt, sie werden ihn aufgescheucht haben. Vielleicht befindet er sich in Zugzwang. Das sind alles Theorien. Wie die Praxis tatsächlich aussehen wird, muß sich eben noch herausstellen.«

Ich wandte mich an Lisa. Sie saß stumm neben uns und hatte die Hände in den Schoß gelegt. »Glauben Sie auch an die Geschichte?«

»Der alte Fluch stimmt.«

»Haben Sie den Vampir schon einmal gesehen?«

»Nein, glücklicherweise nicht. Aber ich habe ihn irgendwie gespürt, wenn Sie verstehen…«

»Tut mir leid…«

»Es war wie ein Hauch«, sagte sie. Ihre Stimme wurde noch leiser.

»Man liegt des Nachts im Bett und lauscht. Man hört Geräusche, man denkt an den alten Fluch, und man wartet förmlich darauf, daß sich das Böse zeigt. Ich bin in den letzten Nächten einige Male aufgestanden und zum Fenster gegangen. Ich habe es geöffnet, hinausgeschaut und sah tief in die Nacht hinein.«

»Haben Sie den Vampir auch gesehen?«

Lisa hob die Schultern. »Da bin ich mir nicht sicher. Manchmal sah ich Schatten, die durch die Finsternis huschten. Es waren möglicherweise Täuschungen, aber…« Sie hob die Schultern und wußte nicht mehr, was sie noch sagen sollte.

Dafür ihr Vater. »Ich bin sicher, daß Zumbra unser Haus bereits beobachtet hat.« Er schaute auf die Uhr. »Mitternacht ist jetzt vorbei.

Die nächsten Stunden werden entscheidend sein.«

»Wie läuft das denn ab?« wollte ich wissen.

»Was meinen Sie?«

»Sie haben mir gesagt, daß Ihr Butler die beiden Killer entlohnen wird.«

Der Mann mit dem Löwenhaar nickte. »Ja, das stimmt. Harry hat den Auftrag, auf sie zu warten. Er wird uns dann die Erfolgsmeldung überbringen.«

»Oder auch nicht«, sagte mein Vater.

»Horace, bitte! Daran darfst du nicht einmal denken. Natürlich werden wir Erfolg haben, das steht außer Frage. Ich will es nicht mehr zulassen, daß Zumbra auch in dieser Generation unsere Familie dezimiert. Ich habe nur eine Tochter, keinen Sohn. Ansonsten stehe ich allein. Aber ich habe es gelernt, zu kämpfen.«

»Es war nicht so gemeint.«

Ich nippte an meinem Whisky. »Vielleicht wäre es gut, wenn ich mich ebenfalls vor dem Haus umschaue und mir auch die unmittelbare Umgebung ansehe.«

Manford starrte mich an. »Ihnen geht es um die Killer, wie?«

»Das auch.«

»Hören Sie, Sinclair. Sie können ihnen nichts beweisen.«

»Das weiß ich selbst, aber…«

Lisa erhob sich. »Es tut mir leid, wenn ich eure Diskussion störe, aber ich möchte mich hinlegen.« Der Reihe nach lächelte sie uns an.

»Bei einem derartigen Schutz im Haus kann ich mir das wohl erlauben.«

»Das meine ich auch!« Ihr Vater nickte.

Lisa ging wieder zu ihm und küßte ihn. Die Beziehung zu seinem einzigen Kind war sehr ausgeprägt. Auch uns nickte sie zu. Mich schaute sie etwas länger an, wobei um ihren weichen Mund ein geheimnisvolles Lächeln huschte.

Wie ich es verstehen sollte, war mir unklar. Vielleicht als eine Aufforderung?

Wenn ja, würde ich ihr nicht nachkommen. Als Lisa die Treppe erreicht hatte, die in einem weiten Bogen der ersten Etage entgegenführte, nahm ich wieder Platz.

Broderick Manfords Gesicht hatte einen weichen Ausdruck bekommen. »Sie ist alles, was ich habe«, sagte er leise. Selbst dieser harte Mann konnte Gefühle zeigen.

»Wie wird Ihre Tochter mit dem Wissen über den Familienfluch fertig?«

Er schaute mich nachdenklich an. »Sie hat ihn akzeptiert, allerdings mußte ich lange auf sie einreden.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

Mein Vater war kribbliger als ich. »Wie geht es jetzt weiter, Broderick?«

»Überhaupt nicht, Horace. Wir können nur darauf warten, daß die beiden Killer es geschafft haben.«

Da war ich sehr skeptisch. Aber das behielt ich für mich. In den nächsten Stunden würde sich einiges entscheiden…

***

Harry, der Butler, war ein Mensch, der seit einigen Jahren an der Seite von Broderick Manford lebte. Er war Diener, Pfleger und Leibwächter in einem. Hin und wieder stand er auch in der Küche und kochte. Die Armee hatte er mit beiderseitigem Einverständnis verlassen, worüber er nicht traurig war, auch wenn er oft genug diese dumme Butler-Uniform tragen mußte, aber das Gehalt, das ihm der alte Manford zahlte, wog eigentlich alles auf.

Harry hatte auch den Kontakt zu den beiden Killern hergestellt. Er hatte sie vor Jahren bei einem Geheimkommando kennengelernt und sich ihrer wieder erinnert.

Freunde waren sie deshalb nicht geworden. Sie akzeptierten sich in geschäftlichen Dingen, mehr auch nicht.

Sein Chef hatte ihn über die genauen Zeitabläufe informiert. Für Harry gab es nichts weiter zu tun, als zu warten. Er wohnte im Westflügel des Hauses. Das Zimmer war sehr geräumig. Ihm angeschlossen waren ein Bad und eine Küche.

Auf dem Bett hatte Harry seine Waffen ausgebreitet. Zwei Revolver, ein feststehendes Messer und eine MPi der Marke UZI. Er wollte nicht gerade in den Krieg ziehen, aber er war stets bereit, sich verteidigen zu müssen. Deshalb pflegte er seine Waffen. Die Maschinenpistole verstaute er wieder, ebenso wie den ersten der beiden Revolver. Den anderen steckte er ein. Das Messer nahm er auch mit. Er besaß für die Waffe eine schmale Lederscheide. Sie war an der Rückseite des Gürtels befestigt.

Genau um Mitternacht stellte er den Koffer in seinen Schrank. Ab jetzt lief der Countdown.

Harry hatte sich umgezogen. Er trug dunkle Kleidung und auch dunkle, weiche Schuhe mit Sohlen, auf denen er sich lautlos bewegen konnte. In seinem Hinterkopf hatte sich der Gedanke an den Vampir festgesetzt, obwohl er sich damit nicht anfreunden konnte.

Harry glaubte einfach nicht an diese Geschöpfe.

Im Bad warf er einen Blick in den Spiegel. In den letzten Jahren war er schon gealtert. Sein Haar hatte einen leichten Grauschimmer bekommen, doch die Figur konnte sich noch immer sehen lassen. Da war kein Gramm Fett zuviel. Das regelmäßige Training machte sich eben bemerkbar.

Nicht verbergen ließ sich die lange Narbe auf seiner breiten Stirn.

»Dann wollen wir mal!« flüsterte er sich selbst zu und verließ das quadratische Badezimmer mit den hellen Kacheln. Sein Auftrag lautete, vor dem Haus auf die beiden Killer zu warten und ihnen einen dicken, gefütterten Umschlag zu übergeben. Harry wußte, daß darin der Killerlohn seines Chefs war.

Durch einen schmalen Gang erreichte Harry eine an der Seite angebrachte Tür. Auch wenn keine Gefahr in der Nähe lauerte, zog er Türen stets vorsichtig auf und stürmte auch nicht wie ein Berserker aus dem Haus. Er verließ es mit zwei großen, schleichenden Schritten und sicherte zunächst nach beiden Seiten. Es ließ sich nicht vermeiden, daß er den Lichtschein einer Laterne passierte. Unter den Kuppen tanzten Mücken in dichten Schwärmen. Auch Fliegen sirrten noch durch die Luft. Irgendwo im nahen Gebüsch zirpten Grillen.

Eine völlig normale Nacht, abgesehen von diesem klaren Himmel, der in diesem Sommer leider nur selten zu sehen gewesen war.

Harry konnte keinen Grund erkennen, mißtrauisch zu sein. Deshalb riskierte er es, sich eine Zigarette anzuzünden. Die Glut schirmte er mit der hohlen Hand ab.

Er umging ein kleines, mit bunten Sommerblumen bepflanztes Rondell und hatte die Westseite des Hauses erreicht. Hier mündete auch einer der schmalen Zufahrtswege. Die beiden Killer hatten den Auftrag bekommen, an dieser Stelle zu halten.

Wald schirmte das Gebäude an dieser Seite gegen die starken Herbst- und Winterstürme ab. Die Bäume waren hochgewachsen und knorrig. Sie hatten schon Jahrhunderte überdauert und würden auch noch ebenso lange stehen, davon ging Harry aus. Deckung gaben sie ihm genug. Wo er stand, wölkte hin und wieder der Rauch seiner Zigarette auf, von der er noch einen Zug nahm und sie dann austrat.

Harry haßte es, lange zu warten. Es blieb ihm nur keine andere Möglichkeit, und so ergab er sich in sein Schicksal. Ein heimlicher Beobachter hätte annehmen können, der Butler sei eingeschlafen.

Eine große Täuschung, denn trotz der etwas schläfrig wirkenden Haltung war Harry hellwach und achtete auf jedes Geräusch.

Die Tiere der Nacht waren erwacht. Ungesehen huschten sie durch das Unterholz. Hasen, Füchse, auch Rotwild lebte in den Wäldern, und die am Himmel kreisenden Greifvögel fanden stets genügend Nahrung.

Etwa eine halbe Stunde war vergangen, als Harry zusammenzuckte. Er wußte selbst nicht, was ihn gestört hatte, sicherheitshalber aber zog er sein Messer.

Er lauschte.

Es dauerte Sekunden, dann hatte er den Grund herausgefunden.

Ihn machte die Ruhe mißtrauisch.

Nun war die Nacht nicht laut, er wunderte sich nur, daß die

Geräusche der nicht schlafenden Tiere verstummt waren. Noch ein Kauz flog über seinem Kopf hinweg. Er hörte den Schlag der Flügel, dann nichts mehr, bis auf das Surren der Insekten.

Harry hatte sich kerzengerade hingestellt. Seine Gesichtszüge waren angespannt, in den Augen lag ein kaltes Leuchten. Der Nachtwind strich durch das Blätterwerk über ihm, ließ es leise rascheln und berührte auch seine Haut wie mit kühlen Fingern.

Weshalb waren die Tiere verstummt? Hatten sich versteckt, verkrochen? Er kannte sich aus. Wenn die Vierbeiner so reagierten, lag Gefahr in der Luft. Eine Gefahr, die er noch nicht bemerkt hatte, den Tieren aber nicht verborgen geblieben war.

Der Butler dachte darüber nach, die Stellung zu wechseln. Von den Killern sah er noch nichts. Er hätte, wenn sie sich in der Nähe befanden, zumindest das Licht der Scheinwerfer sehen müssen. Als er in die entsprechende Richtung schaute, war alles finster.

Mit der Zungenspitze fuhr er über die dünnen Lippen. Eine Angewohnheit von ihm, die immer dann auftrat, wenn sich die Spannung allmählich verdichtete.

So wie jetzt…

Hatte es hinter ihm nicht geraschelt? Er fuhr herum und ärgerte sich darüber, keine Taschenlampe mitgenommen zu haben. Das Rascheln war keine Täuschung gewesen. Jemand war dabei, durch den Wald zu gehen und hatte Harry schon fast erreicht.

Wie über dem Boden schwebend sah er das bleiche Gesicht und die hellen Haare.

So sah Gunnar Clear aus, der mit etwas staksigen Schritten auf Harry zukam.

Der Leibwächter war beruhigt und gleichzeitig auch besorgt, denn er fragte sich, weshalb Gunnar nicht den Wagen genommen hatte und zu Fuß zurückkehrte.

»Gunnar?«

Der Killer gab ihm keine Antwort. Er legte die letzten Schritte zurück, schob dabei Zweige zur Seite und knackte auch einen Ast, der ihm entgegenwuchs.

Dann war er da.

»Was ist mit eurem Wagen? Was…« Harry stoppte die nächste Frage mitten im Satz.

Hinter sich hatte er das Geräusch gehört.

Gefahr?

Er wollte sich drehen, es war zu spät, denn zwei eiskalte Vampirklauen legten sich um seinen Hals.

Gleichzeitig kam Gunnar einen halben Schritt näher und öffnete den Mund. Ungläubig starrte der Butler auf die beiden Vampirzähne…

***

Lisa Manford dachte an John Sinclair, als sie die Stufen der Treppe hochschritt. Ob dieser aus London kommende Mann es tatsächlich schaffen konnte, den Fluch zu brechen?

Sein Vater jedenfalls war davon überzeugt gewesen, das wiederum hatte Lisa von ihrem Vater erfahren. Sie und er hatten in der letzten Zeit oft genug zusammengesessen und über dieses Thema diskutiert. Man konnte den alten Fluch nicht hinwegwischen.

Das war einfach nicht möglich. Sie mußten mit ihm leben oder ihn auslöschen.

Ihr Vater hatte sich für die letzte Möglichkeit entschieden. So war er nun mal, so hatte er sein Leben verbracht. Falsche Rücksichten kannte er nicht, auch nicht in seinem Alter.

Lisa hing sehr an ihm. Nach dem Tod der Mutter war sie wieder hergezogen, um sich um ihn zu kümmern. Es gab keinen anderen aus der Familie Manford mehr, sie war übriggeblieben und brachte es nicht fertig, den alten Herrn allein zu lassen, obwohl ihr die Größe und die Einsamkeit des Hauses oft auf die Nerven gingen.

Nach ihrem Geschmack war das Haus nicht gebaut und auch nicht eingerichtet worden. Wenn schon ein Herrenhaus, dann im verspielteren Barockstil, aber nicht dieser Zweckbau ohne viel Schnörkel.

Ihre Räume allerdings hatte sie anders eingerichtet. Sie bewohnte eine regelrechte Zimmerflucht. Die fünf Räume waren miteinander durch Zwischentüren verbunden. Da Lisa Enge haßte, standen die Türen stets offen, und sie ließ in allen Zimmern das Licht brennen, weil sie zu den Menschen gehörte, die Dunkelheit haßten.

Zögernd betrat sie ihr Zimmer. Vielleicht wäre es besser gewesen, unten in der Halle zu bleiben. Hier oben fühlte sie sich doch etwas einsam. Wenn allerdings jemand ins Haus eindringen wollte, mußte er durch die Halle, da würden ihn die Männer schon stellen. Ansonsten war Harry auch noch da. Er hielt draußen Wache.

Aus ihm wurde sie nicht schlau. Ihr Vater hielt viel von seinem Butler und Leibwächter, sie allerdings weniger. Lisa mochte den Blick nicht, mit dem Harry sie hin und wieder betrachtete. Er war ihr einfach zu kalt und auch lauernd. Manchmal schien es ihr, als wollte er sie mit den Augen ausziehen.

Auch verständlich, denn Harry lebte nicht mit einer festen Partnerin zusammen.

In dem mit modernen Möbeln eingerichteten Wohnraum, ging sie an den Barschrank, wo in einer Karaffe der alte französische Rotwein schimmerte. Vor dem Schlafengehen trank sie gern einen Schluck, das gab ihr das Gefühl der Müdigkeit.

Sie füllte das geschwungene Glas bis zu einem Drittel, nahm den Duft des Weines auf und trank den ersten Schluck. Er besaß die

Temperatur, die er brauchte.

Ein wunderbarer Tropfen, auch nicht billig, doch Geld spielte bei ihnen keine Rolle. Dafür hatten sie andere Probleme, an die Lisa wieder dachte, als sie auf eines der Fenster zuschritt, davor stehenblieb und nach draußen schaute.

Die Nacht war sehr dunkel und trotzdem irgendwie hell. Es mußte am Licht des Mondes liegen, das wie ein feiner Schleier der Erde entgegenfiel. Ihre Zimmer lagen auf der Rückseite des Hauses. Bei Tageslicht konnte sie bis zu den Höhlen schauen, in ein totes Gebiet, wo der Vampir angeblich leben sollte.

Daß er existierte, war für sie schwer vorstellbar. Wenn er aber vorhanden war, gab es keine bessere Umgebung für ihn als eben das Gebiet der alten Höhlen.

Sie trank sehr langsam und genoß jeden Schluck. Nur ein Lächeln wollte bei ihr nicht aufkommen. Diese Nacht gefiel ihr überhaupt nicht. Sie war anders als die vorherigen. Lisa glaubte schon daran, daß durchaus etwas passieren konnte.

Wieder entstand das Bild des John Sinclair vor ihrem Auge. Würde dieser Mann es tatsächlich schaffen, den Vampir, falls er vorhanden sein sollte, zu stoppen?

Er war ihr sympathisch. Sie mochte seinen klaren, offenen Blick.

Das war nichts Hinterhältiges und Falsches. Lisa kannte sich da aus.

Sie hatte oft genug Freunde besessen, doch die waren anders gewesen. Zum Großteil hatten sie es auf ihr Vermögen abgesehen, das sie einmal erben würde.

Der Blick auf die Uhr zeigte ihr, daß Mitternacht längst vorüber war. Eigentlich hätten sich die Männer, die ihr Vater engagiert hatte, schon auf dem Rückweg befinden müssen. Sie waren mit einem alten Daimler gefahren, und Lisa suchte jetzt nach dessen Scheinwerfern.

Nichts hellte die Finsternis hinter dem Haus auf. Die Dunkelheit lag wie ein Sack über der Erde.

Lisa spürte, daß sie frische Luft brauchte, deshalb öffnete sie einen der beiden Fensterflügel. Der Nachtwind drückte ihr auch den zweiten entgegen, so daß sie sich hinauslehnen konnte.

Ihr Haar wurde zurückgestrichen. Sie schaute in die weite Dunkelheit hinein. Unterschiedliche Geländeformen waren kaum festzustellen. Sie ahnte die Berge mehr, als daß sie sie sah.

Dunkle Buckel reihten sich aneinander, so daß sie eine wellige Formation bildeten. Dahinter wuchsen die höheren Berge hervor.

Wuchtig, trutzig, wie für die Ewigkeit bestellt.

Lisa erinnerte sich an einen alten Vampirfilm, den sie vor Jahren gesehen hatte. Da war es auch um eine junge Frau gegangen, die in der Dunkelheit am Fenster stand, hinausschaute und plötzlich von dem auftauchenden Blutsauger überrascht worden war.

Aber das war Film gewesen…
Die Wirklichkeit sah anders aus.
Tatsächlich?
Mehr durch Zufall hatte Lisa in die Tiefe geschaut. Hinter dem Haus lag ein kleiner Garten. Da standen auch die Bänke und Korbsessel auf dem kurzgeschorenen Rasen.
Als dunkle, verschwommene Fläche lag er vor ihr. Trotzdem glaubte sie daran, sich nicht getäuscht zu haben. Der Schatten war vorhanden gewesen, und er hatte sich auch bewegt.
Aber wo?
Vielleicht im Schatten der Hauswand?
Lisa überwand ihr eigenes Unbehagen und beugte sich über die Fensterbrüstung hinweg, weil sie an der Hauswand entlang in die Tiefe schauen wollte.
Das hätte sie nicht tun sollen.
Plötzlich hörte sie ein Sirren. Es war ein Geräusch, das sie nicht einordnen konnte, doch sie spürte im nächsten Augenblick, wie sich etwas um ihre Kehle legte.
Einen Lidschlag später bekam sie keine Luft mehr. Irgend jemand hatte von unten her eine Schlinge geworfen und haargenau getroffen. Lisa würgte, klammerte sich an der Brüstung fest, als sie den heftigen Ruck im Nacken spürte, der sie nach vorn riß.
Ihre Hände rutschten ab, zwei Fingernägel brachen, dann fiel sie wie ein Stein.
Kopfüber jagte sie dem Erdboden entgegen, hätte sich aller Wahrscheinlichkeit nach das Genick gebrochen, doch kurz vor Erreichen des Ziels sah sie die beiden Arme, die sich ihr entgegenstreckten.
Die junge Frau fiel federnd in sie hinein, den Würgestrick noch immer um den Hals und an Luftmangel leidend.
Den vergaß sie allerdings in den nächsten Sekunden, als sie erkannte, wer sie aufgefangen hatte.
Zumbra, der Vampir-Gnom!
Sein kantiges Gesicht mit dem halb geöffneten Mund sah sie dicht vor sich und auch die beiden gefährlichen Vampirzähne. Mehr konnte sie nicht erkennen, denn das Gesicht und die gesamte Gestalt zerplatzten, als hätte jemand in sie hineingestochen.
Lisa wurde ohnmächtig.
Der Vampir-Zwerg aber verschwand mit seiner Beute in der Dunkelheit der Nacht…

***

Zwei kalte Klauen umklammerten Harrys Hals, und vor ihm stand eine Gestalt, die einfach furchtbar aussah. Er hatte diesen Mann

einmal als Gunnar Clear gekannt, auch jetzt besaß er noch Ähnlichkeit mit dieser Person, aber er hatte sich verändert.

Das waren nicht nur die beiden Vampirhauer in seinem Oberkiefer, auch die untere Gesichtshälfte sah zum Fürchten aus. Sie erinnerte Harry an eine einzige Wunde.

Vampire wollten Blut, und Gunnar machte da keine Ausnahme. Er schob sich näher an Harry heran, streckte den rechten Arm aus, die Hand wurde zur Kralle, zielte auf Harrys Gesicht, dem es nicht mehr gelang, Luft zu holen, weil die kalten Würgehände ihren Druck noch verstärkt hatten.

Harry gehörte zu den Menschen, die es gelernt hatten, sich zu wehren. Seine Schrecksekunde war auch nicht besonders lang, er hatte sie schnell überwunden.

Als Gunnar zugreifen wollte, trat er zu. Es war ein harter, gut gezielter Karatetritt, der den Leib des Blutsaugers traf.

Gunnar Clear wurde voll erwischt. Er flog zurück, krachte gegen einen Baumstamm, prallte dort noch ab und drehte sich dann um die eigene Achse, bevor er zu Boden fiel.

Das bekam Harry nicht mehr mit. Er schleuderte seine Arme zurück, sogar weit über seine Schultern, bekam den hinter ihm stehenden kleineren Efrim Täte zu packen, hielt eisern fest, bückte sich dabei und wuchtete die Arme wieder nach vorn, ohne Täte loszulassen.

Der mußte den Gesetzen der Fliehkraft folgen und wirbelte wie ein Geschoß über den gekrümmten Körper des Mannes hinweg.

Auch er krachte gegen einen Baumstamm, ohne daß er dadurch verletzt worden war.

Gunnar Clear war wieder auf den Beinen.

Harry saugte den Atem an. Bevor Gunnar ihn angriff, hatte er schon sein Messer gezogen.

Damit stach er zu.

Clear drehte ab. Die Klinge erwischte ihn nicht in der Brust. Sie drang durch seinen linken Arm. Eigentlich hätte Blut sprudeln müssen, doch kein Tropfen dieser wichtigen Flüssigkeit drang aus der Wunde. Das ließ Harry nur staunen.

Er brauchte einfach zu lange, um diesen Anblick zu überwinden.

Deshalb konnte er dem Faustschlag des Vampirs nicht mehr ausweichen. Harry wurde im Gesicht getroffen. Seine Oberlippe platzte auf, aus der Nase sickerte Blut, der Schmerz machte ihn wütend, auch irgendwie blind. Er riß das Messer aus der Wunde, um noch einmal zuzustoßen.

Da stolperte er über eine aus dem Boden wachsende Wurzel. Es war ein dummer Zufall. Beim Vorwärtswerfen hatte sie sich um seinen Fuß gedreht. Bevor er ihn befreien konnte, fiel er nach vorn und einer der Blutsauger rammte ihn dabei.

Aus dem dummen wurde ein tödlicher Zufall.

Der Rammstoß hatte die Hand mit dem langen Kampfmesser aus der Richtung gebracht.

Harry fiel zu Boden und schräg in die Waffe hinein. Er starb auf der Stelle.

Zwei Vampire bückten sich, wollten ihn hochreißen, als sich plötzlich ihr Instinkt meldete.

Dieses Opfer war tot. Sie konnten damit nichts mehr anfangen, denn sie waren keine Ghouls.

So richteten sie sich auf und stierten sich an, als wollten sie sich auf telepathischem Wege unterhalten.

Ein kurzes Nicken bei ihnen – alles klar.

Sie gingen weiter.

Ihr Ziel war jetzt das Haus, wo Menschen saßen, die ahnungslos waren…

***

Und auch allmählich ungeduldig wurden, denn es war meiner Ansicht nach schon verdammt viel Zeit vergangen, ohne daß sich etwas getan hätte. Broderick Manford trank bereits seinen dritten Whisky, ohne daß ihm die Wirkung des Alkohols anzumerken war. Mein Vater blickte immer häufiger auf die Uhr. Manchmal schaute er auch mich an, als erwartete er gerade von mir eine Erklärung.

»Sie werden noch kommen«, sagte Manford, leckte über seine Lippen und stellte das leere Glas weg.

»Eigentlich sind sie zu lange weg.«

»Ach, Sinclair. Sie mit Ihrem Optimismus. Das glaube ich einfach nicht. Außerdem kennen Sie das Gebiet bei den Höhlen nicht. Es ist sehr unübersichtlich. Wenn sich dort jemand versteckt hält, kann man lange suchen, besonders bei Dunkelheit.«

»Ich weiß nicht so recht«, sagte ich, sah meinen Vater nicken, der mir auch zustimmte.

»Haben Sie denn eine andere Theorie?«

»Ja.«

»Dann raus damit.« Der Mann mit der Löwenmähne schenkte sich den vierten Whisky ein.

»Sollte sich dort tatsächlich ein Vampir aufhalten, der merkt, daß sich ihm zwei Menschen nähern, wird er alles tun, sich nur nicht versteckt halten.«

Manford hielt sein Glas fest und sah mich an. »Weshalb nicht?« fragte er.

»Ganz einfach. Vampire brauchen Blut.«

»Ach so, ja.« Er hob die Schultern. »Aber nehmen sie denn jeden, der ihnen in die Quere kommt.«

»Sie machen keine Unterschiede. Egal, ob Mann oder Frau. Vampire sind unersättlich.«

»Du mußt zugeben, Brod, daß mein Sohn mit seiner Ansicht nicht einmal schlecht liegt.«

»Ja, Horace, durchaus. Aber das braucht nicht zu sein – oder?«

»Klar – nur müssen wir mit allem rechnen.«

Manford stellte das Glas ab, ohne getrunken zu haben. »Ich glaube, ich werde dem Spuk mal ein Ende bereiten.« Er griff in die Tasche seiner weit geschnittenen Tweedjacke und holte ein flaches Sprechfunkgerät hervor. Als er unsere fragenden Blicke sah, lachte er leise. »Das gleiche Gerät hat Harry. Er sollte sich melden, wenn etwas geschieht. Da er es nicht getan hat, möchte ich gern wissen, was überhaupt geschehen ist. Sind Sie einverstanden, Mr. Sinclair?«

»Natürlich.«

Manford zog eine kurze Antenne heraus und schaltete den flachen Kasten ein. Er wartete einige Sekunden und rief den Namen seines Leibwächters. Danach lehnte er sich entspannt in seinem Rollstuhl zurück. Diese Haltung nahm er nur für wenige Sekunden ein, denn Harry meldete sich nicht auf den Ruf.

»Mist, was ist das denn?« Er schüttelte das Gerät, versuchte es noch einmal und hatte wiederum keinen Erfolg. »Verstehst du das, Horace?« fragte er meinen Vater.

»Vielleicht hat Harry das Gerät vergessen.«

»Glaube ich nicht.«

»Es kann ihm auch etwas passiert sein.«

Broderick Manford schrak zusammen. »Verflucht, malen Sie den Teufel nicht an die Wand, Sinclair. Das… das wäre ja furchtbar und kaum zu verstehen. Nein, das glaube ich einfach nicht. Harry ist ein As.«

»Auch bei Vampiren?«

Manford legte das Walkie-talkie auf den Tisch und trank hastig einen Schluck. »Meinen Sie, daß der oder die Vampire, wie auch immer, schon hier sind?«

»Ich meine gar nichts.«

»O shit…«

Ich stand auf. »Wo sollte Harry denn warten, Mr. Manford?«

»An der Westseite des Hauses. Da habe ich ihn mit dem Geld hingeschickt.«

»Haben Sie etwas dagegen, wenn ich nachschaue?«

»Überhaupt nichts.«

Mein Vater schaute mich besorgt an. »Paß auf, mein Junge, das kann ins Auge gehen.«

»Klar, Dad.«

»Horace, dein Sohn ist erwachsen und ein Bulle. Der wird auf sich

achtgeben können.« Den Satz hörte ich beim Hinausgehen und auch die Antwort meines Vaters.

»John ist kein Bulle, Brod. Merk es dir.«

»Ja, schon gut.«

Mit einem Lächeln öffnete ich die Tür. Ich freute mich darüber, von meinem Vater so verteidigt zu werden. In der nächsten Sekunde nahm mein Gesicht einen ernsten Ausdruck an.

Ich schaute hinaus in die Nacht. Noch traf das Licht der Laternen den unmittelbaren Dunstkreis der Eingangstür. Ich sah die leere graue Steintreppe, die wuchtigen Geländer, den hellen Kies, dahinter die Finsternis. Mit einem etwas komischen Gefühl, ließ ich die Treppe hinter mir zurück und wandte mich nach links.

Um das Ziel zu erreichen, mußte ich parallel zur Hauswand gehen. Niemand hielt sich dort auf. Kein Schatten duckte sich in deren Deckung. Alles war leer, aber auch friedlich?

Ich lockerte die Beretta in der Halfter und tauchte in die Dunkelheit. Meine Blicke waren überall. Als ich das Ziel erreichte, hatte ich von einem Vampir nichts gesehen.

Stille umgab mich. Auch die Geräusche der nächtlichen Tierwelt hielten sich in Grenzen, was mich wiederum ein wenig beunruhigte.

War vielleicht doch etwas passiert?

Ich ging noch einige Schritte weiter, holte jetzt die kleine Leuchte hervor und ließ den kräftigen Halogenstrahl in die vor mir liegende Finsternis schneiden.

Als ich den Mann sah, stockte mir der Atem. Er lag auf dem Bauch. Obwohl er nicht mehr die Kleidung des Butlers trug, wußte ich sofort, wen ich vor mir hatte.

Harry rührte sich nicht mehr. Ich ging sehr vorsichtig und nach allen Seiten sichernd auf ihn zu, bückte mich dann, fühlte an der Halsschlagader nach und stellte fest, daß sich in seinem Körper kein Funken Leben mehr befand.

War er tot oder untot?

Ich packte ihn an der Schulter, rollte ihn auf den Rücken – und sah das Messer in seiner Brust.

Dieser Mensch war nicht zu einem Untoten geworden. Ein natürlicher, wenn auch nicht normaler Tod hatte ihn aus dem Leben gerissen.

Langsam glitt mir der Körper aus der Hand und wieder zurück in seine alte Lage. Der Hausherr hatte sehr viel von seinem Leibwächter und Butler gehalten. Er hatte ihn als reaktionsschnell und kampfstark beschrieben. Wieso war er dann auf diese Art und Weise ums Leben gekommen?

Die Frage konnte ich nicht beantworten. Ich suchte im Schein der Lampe noch einmal seinen Hals genauer ab. Würgemale waren zu

entdecken, aber keine Bißstellen, die auf einen Angriff eines Vampirs hingedeutet hätten.

Für mich war der Vorgang ein Rätsel.

Die unmittelbare Umgebung des Tatorts interessierte mich wegen der Spuren. Viel gab es nicht zu entdecken. Dem wenigen entnahm ich, daß hier ein Kampf stattgefunden haben mußte.

Wer gegen wen?

Hatte ihn der Vampir mit dem Messer getötet? Das wäre unwahrscheinlich gewesen. Vampire lechzen nach Blut, sie saugen es den Menschen aus den Adern.

Oder besaß der Wiedergänger einen Helfer? Ebenfalls einen Killer? Vielleicht sogar die beiden, die Broderick Manford losgeschickt hatte. Den Spuren nach zu urteilen, mußten sich am Tatort mehrere Personen aufgehalten haben.

Eine Antwort auf diese Frage bekam ich nicht. Ich verließ die Deckung der Bäume, um wieder in das Haus zu gehen. Die Eingangstür hatte ich, das wußte ich genau, nicht hinter mir geschlossen. Gut so, wie sich im Nachhinein herausstellte.

So konnte ich den lauten Hilfeschrei meines Vaters besonders gut hören…

***

»Dein Sohn traut mir nicht, Horace«, sagte der alte Manford, lachte und trank einen Schluck Whisky.

»Wie kommst du darauf?«

»Reine Gefühlssache.«

»Und wenn du dich irrst?«

»Nein, Horace. Wir sind zu verschieden. Er hat die Aufgabe nur ungern übernommen, das spüre ich sofort.«

»Eigentlich nur mir zu Gefallen.«

»Da haben wir es. Willst du auch einen Kleinen?«

»Ja, gut.« Sinclair griff zur Whiskyflasche. Er schenkte das Glas aber nur fingerbreit voll. »Magst du meinen Sohn denn?«

Manford wiegte den Löwenkopf. »Das ist schwer zu beantworten. Er hat sicherlich seine Qualitäten, aber ein Beißer ist er nicht.«

»Wie meinst du das?«

Manford bewegte beide Ellenbogen ruckartig zu den Seiten hin.

»So ähnlich.«

»Ja, da kannst du recht haben. Wenn es aber darauf ankommt, ist John topfit. Das laß dir mal gesagt sein. Der hat schon Dinge gedreht, wo andere abschnallten. Wenn ich an die Fälle denke…« Horace Sinclair unterbrach sich selbst, als er trank.

Manford schaute ihn an. »Du bist stolz auf deinen Jungen, nicht wahr, Horace?«

»Ja, das bin ich auch!«

»Ich hätte auch gern einen Sohn. Leider hat es nur zu einer Tochter gereicht. Und die Kerle, mit denen sie sich bisher abgegeben hat, hatten alle kein Format.«

»Aus deiner Sicht?«

»Nein, auch aus ihrer. Wir beide hatten den Eindruck, daß sie nur hinter unserem Geld herwaren.«

»Manchmal ist es nicht gut, wenn man zuviel davon hat.«

»Vielleicht.«

»Und deine Gesundheit kannst du dir auch nicht zurückkaufen. In deinem Alter, Brod, wäre ich nicht mehr auf einen Pferderücken gestiegen. Jetzt sitzt du im Rollstuhl. Reitunfall, wie es so schön heißt. Ist verdammt mies.«

»Der Arzt hat mir gesagt, daß ich es unter Umständen schaffen kann. Das nächste halbe Jahr ist entscheidend.«

»Ich wünsche es dir.« Horace F. Sinclair bewegte sich in seinem Sessel und schaute zur Tür hin, die offenstand. Ein kühler Luftzug war in die Halle geweht.

Hinter dem Eingang sah er noch das Außenlicht der Lampen, die die Treppe und auch den Kies bestreuten, dessen weiße Körper die Helligkeit reflektierten.

Sinclair wollte schon wieder abdrehen, als er die beiden Gestalten wie Scherenschnitte innerhalb des hellen Lichtausschnitts entdeckte.

Zwei Männer.

»Wer ist das?«

»Wieso, ich…«

»An der Tür, Brod!«

Erst jetzt drehte Manford den Kopf. Ziemlich schwerfällig, seine Rückenmarkverletzung ließ schnellere Bewegungen nicht zu. Der Mann ächzte plötzlich und holte danach laut Luft.

»Das… das ist … das sind die beiden Killer.« Er schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Verdammt, Horace, sie haben es geschafft! Sie haben es tatsächlich geschafft!«

Davon war der ehemalige Anwalt nicht überzeugt. Zwar sahen die beiden normal aus, dennoch bewegten sie sich seiner Ansicht nach unnormal. Sie gingen zwar, nur gefielen Horace F. die Bewegungen nicht.

Der größere von ihnen betrat die Halle als erster. Er hatte die Arme etwas gespreizt und blieb unter dem Lüster stehen, wobei er noch den Kopf schüttelte, als würde ihn das künstliche Licht stören.

Broderick Manford rollte mit seinem Stuhl an.

»Bleib hier!« befahl Horace und stand auf.

Er hatte gesehen, daß die untere Gesichtshälfte des Blonden nur aus einer blutigen Masse bestand. Mit dieser Verletzung konnte sich kaum

jemand auf den Beinen halten.

Manford rollte wieder zurück. »Was hast du denn?«

»Ich glaube, Brod, daß die nicht mehr normal sind.«

»Wieso?«

»Das kann ich dir noch nicht sagen«, flüsterte Horace F. Sinclair, »aber irgend etwas ist geschehen.«

Manford wollte es nicht glauben. Er sprach den Blonden an. »He, Gunnar, was hast du? Was ist mit deinem Gesicht?«

Ein Fauchen war die Antwort.

Da wußte Sinclair Bescheid. Die beiden Killer hatten es nicht geschafft. Der Blutsauger war stärker gewesen und hatte sie als Vampire wieder zurückgeschickt.

Efrim Täte hatte sich bisher nicht bewegt. Jetzt aber kam er näher.

Er schlich voran und bewegte die Arme auf und ab. Der Blick seiner dunklen Augen war gefährlich, lauernd und gleichzeitig blutgierig.

Er bewegte den Mund wie jemand, der vor seinem Glas sitzt, sich aber nicht zu trinken traut.

Noch waren die Blutsauger weit genug entfernt, so daß Horace F.

Sinclair einen Seitenblick auf Broderick Manford riskieren konnte.

Der alte Herr hockte unbeweglich in seinem Rollstuhl. Die Hände lagen auf den Lehnen, während er die Fingerspitzen schon auf die Knopfapparatur gelegt hatte, um sein Gefährt so rasch wie möglich bewegen zu können. Vor seiner Brust hing das kleine Kreuz. Er fragte sich, ob es die Vampire schrecken konnte. Sie waren immer schneller als der Mann im Rollstuhl.

Sinclair glitt zur Seite. Der Weg zur Tür war ihm versperrt, aber sie stand offen.

So laut er konnte, schrie er den Namen seines Sohnes mehrmals hintereinander.

Selbst die Blutsauger fühlten sich gestört. Sie schauten ihn an, setzten sich plötzlich in Bewegung, schlugen Halbkreise und kamen auf einmal von zwei Seiten.

Die Zange wurde eng.

Auch wenn sich Horace F. durch lange Spaziergänge fit hielt, sehr beweglich war er nicht mehr. Es gab auch keine Waffen, mit denen er sich hätte verteidigen können. Um die schweren Möbelstücke hochzuwuchten, fehlte ihm einfach die Kraft.

Deshalb ging er zurück, schlug auch einen Bogen und näherte sich dem Kamin, wo Schürhaken steckten. Bevor ihn einer der beiden Blutsauger erreichen konnte, hatte er einen der eisernen Schürhaken aus der Halterung hervorgerissen, umklammerte ihn mit beiden Händen, drehte sich auf der Stelle und schlug damit zu.

Dieser hart angesetzte Rundschlag fegte den blonden Blutsauger zu Boden.

Dafür kam der andere.
Täte stieß sich ab. Er flog auf Horace F. Sinclair zu, der nicht mehr ausholen konnte. Er stellte sich gebückt hin und rammte den Schürhaken vor, als wollte er den Vampir damit aufspießen wie einen Schmetterling.
Doch Täte war schneller. Trotz des Stoßes warf er sich gegen den älteren Mann.
Sinclair verlor die Balance. Ein kleiner Tisch stand ihm im Weg.
Über ihn kippte er rücklings hinweg, landete ebenfalls auf dem Steinboden, dann war der andere über ihm.
Es gelang Sinclair noch, ihn mit hochgerissenen Beinen wegzustoßen. Dadurch bekam er etwas Luft, auf die Beine kam er trotzdem nicht. Seine Knochen waren nicht mehr geschmeidig genug. In den folgenden Sekunden verdichtete sich die gefährliche Lage.
Zum Glück gab es Broderick Manford. Daß dieser Mensch sein Leben lang ein Kämpfer gewesen war, bewies er in den folgenden Sekunden. Ohne auf den zweiten Vampir zu achten, der sich ihn als Beute ausgesucht hatte, fuhr er einen Bogen und umrollte die Gestalt.
Dann zirkelte er den Rollstuhl nach rechts und schlug genau die Richtung ein, in der Vampir Nummer zwei stand.
Täte merkte nichts.
Er sah nur das Opfer und auch, daß es ihm keinen Widerstand mehr entgegensetzen würde.
Sinclair am Boden, ausgestreckt und halb erhoben den Arm und den Schürhaken, zu keiner Gegenwehr mehr fähig.
Aber Broderick Manford überraschte den Blutsauger. Er jagte in dessen Körper, und zwar in dem Augenblick, als er sich auf sein wehrloses Opfer stürzen wollte.
Täte flog zur Seite. Er landete mit dem Gesicht zuerst auf dem Boden, heulte vor Wut, rollte sich auf die Seite und kam wieder hoch.
Auch Horace F. stemmte sich in die Höhe.
Gunnar kam.
Er schwankte. Blutgier stand auf seinem Gesicht wie festgeschrieben. Wieder wollten die Untoten ihre beiden Opfer in die Zange nehmen. Das gelang nicht mehr.
Wie ein Geist erschien in der offenen Tür eine Gestalt.
Dieser Geist war ich!

***

Den Leibwächter hatten die Blutsauger überlisten könnten, bei den beiden alten Herren war ihnen dies nicht gelungen. Durch Geschick und Risikobereitschaft hatten sich mein Vater und Broderick Manford so lange halten können, bis ich erschienen war.
Um die Szenerie zu überblicken, benötigte ich kaum drei Sekunden.

Mein Vater befand sich auf den Beinen. Schwankend zwar, doch er stand. Und er hielt auch noch einen der Schürhaken fest.

Brod Manford war mit seinem Rollstuhl an ihm vorbeigefahren, ließ ihn jetzt zurückrollen, um zu drehen.

Dabei geriet er in die Nähe des blonden Vampirs. Der stürzte sich dem Gefährt entgegen.

Ich feuerte.

Das Schußecho peitschte durch die Halle. Noch im Sprung zuckte der Blutsauger zusammen. Er riß den linken Arm hoch, als wollte er sich irgendwo festklammern. Doch er schlug nur auf die Kante eines im Wege stehenden Tisches.

Von dort aus rollte er auf den Boden zurück.

Der zweite Blutsauger, ein dunkelhaariger Mann, hatte sich der Treppe genähert. So rasch wie möglich eilte er die Stufen hoch, um in den oberen Etagen zu verschwinden.

»Meine Tochter!« brüllte Manford.

An Lisa hatte ich auch gerade gedacht und feuerte wieder eine Silberkugel ab.

Obwohl sich der Vampir duckte, hätte ich ihn sicherlich erwischt, aber die gedrechselten, sehr stabilen Geländerpfosten waren dem Projektil im Weg. Die Kugel haute in einen der Pfosten hinein und blieb als Andenken stecken.

Das warnte den Wiedergänger auch. Er duckte sich noch tiefer.

Wahrscheinlich lief er auf Händen und Füßen den Rest der Treppe hoch.

Ich jagte hinter ihm her. Auf dem glatten Boden wäre ich fast noch ausgerutscht, als ich die Kurve nahm, um die ersten drei Stufen anzuspringen. Von dem Dunkelhaarigen war nichts mehr zu sehen.

Dafür hörte ich von oben seine Schritte.

»Laß ihn nicht zu Lisa kommen!« rief der besorgte Vater hinter mir her. Er brauchte keine Angst zu haben. Das Mädchen bekam dieser verfluchte Blutsauger nicht.

Ein breiter Gang lag vor mir. Türen rechts und links. Und keine Spur von dem Vampir.

Ich holte mein Kreuz hervor und steckte es in die Tasche. Mit schußbereiter Waffe ging ich weiter, eng an die rechte Gangseite gedrückt und von Türnische zu Türnische laufend. Noch zeigte die Mündung gegen die Decke. Wenn der Vampir erschien, würde ich sie gedankenschnell senken und feuern.

»Ist er da?«

Ich gab Manford keine Antwort. Das Öffnen und Zuschlagen einer Tür hatte ich auf dem Weg nach oben nicht vernommen. Es war durchaus möglich, daß der Vampir noch außerhalb der Zimmer lauerte und sich in einer der Türnischen versteckt hielt.

Mich wunderte es außerdem, daß sich Lisa noch nicht gezeigt hatte. Sie hätte den Lärm in der Halle hören müssen. Ein ungutes Gefühl beschlich mich.

Drei Türen hatte ich bereits passiert, ohne etwas entdeckt zu haben. Auch auf der gegenüber liegenden. Seite hielt sich niemand versteckt. Ich geriet an die vierte Nische.

Da stand er.

Er hatte mich gerochen und schoß plötzlich aus der Nische und in die Gangmitte hinein.

Mochte der Satan wissen, was ihn, den Blutsauger dazu getrieben hatte, eine Waffe zu ziehen. Jedenfalls hielt er einen Revolver in der Hand, fauchte mich an und richtete die Mündung auf mich.

Ich schoß schneller.

Das geweihte Silbergeschoß stieß ihn zurück. Er torkelte, setzte seine Füße ungleich hintereinander und kam mir vor wie eine Puppe, die an verschiedenden Fäden hing.

Als er fiel, hatte er fast das Ende des Ganges erreicht. Für mich war der Fall erledigt.

Ich ging zu ihm.

Sein Gesicht war starr, doch es hatte, der Meinung war ich jedenfalls, einen friedlichen Ausdruck bekommen.

Schritte kamen die Treppe hoch.

Dann hörte ich die Stimme meines Vaters. Er traute sich nicht in den Gang. »Ist alles klar, Junge?«

»Soweit ja, Dad. Du kannst kommen.«

Mein Vater erschien, bleich im Gesicht und einen verzerrten Ausdruck auf den Lippen. Er sah im Hintergrund des breiten Flurs die liegende Gestalt und nickte.

»Ist wirklich alles klar, John?«

Ich legte einen Finger auf die Lippen, bevor ich mit leiser Stimme die Antwort gab. »Es geht um Lisa. Ich habe sie nicht gesehen, Dad. Weißt du, wo sich ihr Zimmer befindet?«

»Zimmer? Die bewohnt fünf oder sieben.« Er deutete auf die linke Seite und zielte mit dem Zeigefinger auch gegen mehrere Türen.

»Da kannst du hinein. Aber wieso?«

»Sie hat sich noch nicht gemeldet oder gezeigt.«

Mein Vater verstand. »Meinst du, daß die beiden sie zu ihrem Opfer gemacht haben?«

Ich hob langsam die Schultern. »Das will ich nicht hoffen, Dad. Garantieren kann ich für nichts.«

»Dann schau nach.«

Ich nahm die erstbeste Tür, die Beretta hatte ich noch nicht weggesteckt.

Als ich die Tür nach innen stieß, entstand Durchzug. Nicht ohne

Grund, das Fenster gegenüber stand weit offen. Allem Anschein nach mußte sich Lisa in diesem Raum aufgehalten haben.

Mein Vater atmete mir in den Nacken, so dicht stand er hinter mir.

»Sie ist weg!« hauchte er. »Meine Güte, sie ist weg!« Er räusperte sich. »Hast du eine Erklärung?«

»Habe ich nicht.« Ich ging in den Raum und blieb dicht vor dem offenen Fenster stehen, während mein Vater die Tür schloß und dann in den anderen Zimmern nachschaute.

War Lisa durch das Fenster geklettert, um mitten in der Nacht zu verschwinden?

Daran wolle ich einfach nicht glauben. Das offene Fenster mußte eine andere Ursache haben.

»Die übrigen Räume sind auch leer!« erklärte mein Vater. »Lisa ist nicht da.«

»Und Harry ist tot«, sagte ich.

Der alte Herr erschrak. »Auch Vampire?«

»Nein. In seiner Brust steckte ein Messer!«

»Denkst du an Lisa?«

»Bestimmt nicht. Ich füge nur eine Ungereimtheit der anderen hinzu.« Meine Hand wies aus dem Fenster. »Weshalb verläßt die bei Nacht und Nebel dieses schützende Haus.«

»Man hat sie gelockt.«

»Wenn ja, womit?«

»Da werden wir wohl so leicht keine Antwort finden, John. Nur müssen wir es ihm sagen. Soll ich es tun?«

»Machen wir es gemeinsam.« Ich schloß das Fenster wieder. Dann verließen wir den Raum.

Der Gang nach unten fiel uns nicht leicht. Direkt vor der letzten oder ersten Stufe wartete der Mann mit der Löwenmähne. Er ließ uns näher kommen. Als wir die Hälfte der Treppe hinter uns hatten, fragte er mit kratziger Stimme: »Lisa?«

Keiner gab eine Antwort. Wir gingen weiter.

»Lisa, verdammt! Was ist mit ihr?«

Ich blieb stehen und räusperte mich. »Das Fenster in einem ihrer Zimmer stand offen.«

»Und?«

»Sie war nicht mehr da!«

Broderick Manford verlor von einer Sekunde zur anderen schlagartig die Gesichtsfarbe. So schnell habe ich einen Mann kaum bleich werden sehen. Er zitterte plötzlich. Die auch im Rollstuhl noch mächtig wirkende Gestalt schien einen Schlag bekommen zu haben.

Da trauerte ein Vater um sein einziges Kind.

»Lisa…« Er sprach den Namen mit einer Stimme aus, als wäre es das letzte Wort in seinem Leben.

Vater und ich bekamen eine Gänsehaut. Dann schüttelte Manford den Kopf. »Warum hat sie das getan?«
»Wir wissen es nicht«, sagte ich.
»Was wissen Sie denn schon?« flüsterte er. »Was wissen Sie über mein Kind, Sinclair?«
»Wir haben den Raum untersucht, Mr. Manford. Jedenfalls deuten keine Spuren auf eine gewaltsame Entführung hin, wenn Ihnen das vielleicht ein Trost ist.«
»Trost, Trost!« keuchte er. »Sie ist weg, verschwunden! Mein Kind ist nicht mehr da.« Dann begann er zu schreien und schlug mit beiden Händen auf die Rollstuhllehnen.
Wir ließen ihn.
Urplötzlich wurde er wieder ruhig. Sein Gesicht hatte eine starke Rötung bekommen. »Was sagst du denn dazu, Horace? Es ist alles schief gelaufen, nicht wahr? Mein ganzer Plan wurde ad absurdum geführt. Ich habe mich geirrt.« Er nickte. »Ja, ich habe mich geirrt. Die Mächte des Schicksals waren gegen mich.«
»Du hast den Vampir unterschätzt, Brod. Zumbra ist gefährlicher als wir annahmen. Er wurde auch mit zwei Killern fertig. Außerdem lebt Harry nicht mehr.«
»Ist er auch zu einem Vampir geworden?«
»Nein. John fand ihn mit einem Messer in der Brust. Wir können es uns nicht erklären.«
Manford starrte zu Boden. In den nächsten Sekunden sprach keiner von uns. Bei diesem mächtigen Mann wirkte die Geste, mit der er die Schultern anhob, noch hilfloser als bei irgendeinem anderen.
»Kann ich davon ausgehen, daß meine Tochter ebenfalls…?«
Ich wußte, was er sagen wollte und unterbrach ihn deshalb. »Nicht unbedingt.«
Der Schädel mit der Löwenmähne ruckte hoch. »Weshalb nicht? Warum sollte sie leben und Harry tot sein?«
»Denken Sie an den Fluch, Mr. Manford? Sie haben ihn selbst erwähnt und uns berichtet, unter welchem Druck die Familie steht. Ich gehe davon aus, daß durch das Verschwinden Ihrer Tochter der Fluch erfüllt worden ist.«
»So meinen Sie das?«
»Ja.«
»Ich glaube auch, Brod, daß mein Sohn recht hat. Deine Tochter ist dem Vampir in die Hände gefallen.«
Er holte tief Luft. »Zumbra?«
»Wem sonst?«
»Ich… ich dachte an die beiden anderen. Wie ist es möglich, daß sie ebenfalls zu Vampiren wurden?«
»Ganz einfach. Sie haben Zumbra unterschätzt. Er ist stärker, als wir

angenommen haben. Er hat einen raffinierten Plan entwickelt, um uns abzulenken, das ist ihm gelungen. Liege ich da richtig, John?«

»Vollkommen, Dad. So denke ich auch.«

»Dann… dann könnten wir sie bei Zumbra finden …«

Ich nickte Manford zu. »In der Tat, so ist es. Zumbra hat seinen Rachefeldzug nicht gestoppt. Was vor zweihundert Jahren begonnen hat, will er noch nicht beenden.«

Der Mann mit der Löwenmähne nickte. »Dann ist es wohl so, daß ich es richtig gemacht habe, als ich mich mit Ihrem Vater in Verbindung setzte und ihn bat, Sie zu holen.«

»Da kann ich nicht widersprechen, Mr. Manford.«

»Wir gehen hin. Wir müssen zu ihm. Ich kenne den Weg. Ich weiß, wo er sich aufhalten kann.«

»Sie?« fragte ich.

»Genau – ich!«

»Mr. Manford, ich will Sie nicht beleidigen, aber ich möchte noch einmal darauf hinweisen, daß der Vampir mit zwei Killern leicht fertig geworden ist…«

»Wollen Sie mir damit indirekt mein verfluchtes Schicksal vorwerfen, mein Gebrechen?«

»So direkt sah ich das nicht. Aber Sie sind in Ihrem Rollstuhl tatsächlich hilflos.«

»Hören Sie, Sinclair!« Er sprach hart, seine Stimme klang böse. Zugleich streckte er mir seinen Arm entgegen. »Ich kenne das Gelände sehr genau. Ich weiß außerdem, daß es einen Weg gibt, der zu den Höhlen führt, und den ich auch fahren kann. Er ist rollstuhlgeeignet, wie man so schön sagt. Sie können mich hier nicht festhalten. Das hat noch nie jemand geschafft. Ein Manford hat seinen Willen immer durchgesetzt, das sollten Sie begreifen, Mister.«

Ich warf meinem Vater einen hilfesuchenden Blick zu. Der alte Herr hob nur die Schultern.

»Sie begeben sich in Lebensgefahr!« versuchte ich es noch einmal.

»Na und? Ist meine Tochter nicht in Gefahr?«

Ich schoß noch ein härteres Geschütz ab. »Wenn der Vampir sie hat, kann es durchaus sein, daß er sie schon… Sie verstehen?«

Mit kalten Augen blickte er mich an. »Sie meinen, daß er sie zu einer Blutsaugerin gemacht hat?«

»Genau!«

»Das muß ich in Kauf nehmen. Das Leben ist hart, manchmal brutal. Aber ich werde meine Rache bekommen. Wenn er meiner Tochter tatsächlich etwas angetan hat, werde ich ihn zerstückeln, Sinclair. Haben Sie gehört? Ich werde ihn zerstückeln.«

Ja, ich hatte ihn verstanden. Trotz seines Racheschwurs und seines ungebrochenen Willens blieb bei mir ein verdammt unangenehmes

Gefühl zurück.

Mein Vater dachte ähnlich. Er starrte zu Boden.

»Worauf warten wir noch?« fuhr uns Manford an. »Los, wir gehen und holen uns die Bestie…«

***

Lisa Manford erlebte einen Alptraum!

Den Strick hatte der Entführer nicht von ihrem Hals entfernt, nur gelockert, so daß sie wenigstens atmen konnte. Auch die Ohmacht hatte nicht sehr lange gedauert. Lisa war aus dem schockartigen Trauma erwacht, als sich noch die Lichter des Hauses in Sichtweite befanden. Nur konnte sie nicht so recht begreifen, in welch einer Lage sie sich befand, denn sie lag nicht ruhig über der Schulter des Vampir-Zwergs. Durch dessen Größe bedingt, schaukelte Lisas Kopf dicht über dem Erdboden. Sie hatte Angst davor, mit dem Schädel oder dem Gesicht gegen irgendwelche Steine zu schlagen und sich eine erneute Ohnmacht oder Bewußtlosigkeit zu holen.

Das hohe Gras und das aufragende Unkraut berührten sie sowieso. Beides streichelte durch ihr Gesicht. Manchmal waren es auch die Blätter der Nesseln, die über die Haut glitten und sie an den Stellen brennen ließen, als wären sie mit Säure übergossen worden.

Lisa versuchte zu denken. Es fiel ihr zu schwer. Das Schaukeln und Rütteln jagte Stiche durch den Kopf. Sie schossen kreuz und quer wie Blitze und hinterließen auch in den Ohren einen Schmerz.

Er ging weiter.

Manchmal fauchte er, dann wieder stöhnte er auf, als hätte er schwer an einer Last zu tragen.

Vampire sind Untote. Man kann sie nicht mit Menschen vergleichen. Sie besaßen auch keine menschlichen Kräfte, dafür die der Hölle. So machte es ihnen nichts aus, ob sie etwas Schweres trugen oder nicht. Sie konnten keine Kraft und Kondition verlieren.

Das Ziel ließ er nicht aus den Augen. Kein künstliches Licht leuchtete weit und breit. Die Dunkelheit war wie eine blaue Flüssigkeit, die alles übertünchte.

Längst waren die Lichter des Manfordschen Hauses nicht mehr zu sehen. Selbst die hellen Lichtinseln hinter den Bäumen waren verschwunden. Eine im fahlen Mondlicht unheimlich und unwirklich erscheinende Landschaft hielt Vampir und Opfer umfangen.

Schon waren die Felsen zu ahnen. Kantige Steilhänge, an der Oberfläche, wo das Mondlicht sie deutlicher traf, leicht silbrig schimmernd. Der Nachtwind bewegte die Zweige der Büsche. Blattwerk schimmerte hell wie Geldtaler.

Der Untergrund war uneben. Schon erschien der Muldenrand. Er wirkte wie der Einstieg zu einem gewaltigen Trog.

Trotz der Schaukelei ging es Lisa allmählich besser. Sie war wieder in der Lage, einen klaren Gedanken zu fassen, und sie erinnerte sich vor allen Dingen.

Das Zimmer, das offene Fenster, der Schatten im Garten, dann dieser Angriff aus dem Dunkeln, dem sie nichts entgegenzusetzen gehabt hatte. Es war auf einmal da gewesen, das Zusammendrücken der Kehle, die verdammte Schlinge, und noch jetzt spürte sie den Druck an ihrem Hals.

Sie war noch da!

Lisa bekam es mit der Angst zu tun. Ihr Entführer hielt das Ende der Schlinge in der Hand. Wann immer es ihm einfiel, konnte er sie zusammenziehen und ihr damit einen furchtbaren Tod bereiten.

Angst flog durch ihren Kopf.

Sie öffnete weit die Augen. Mit dem Gesicht befand sie sich dem Entführer zugewandt und konnte seine Beine sehen, die sich ihrer Meinung nach hektisch bewegten.

Er sprang über Unebenheiten am Boden hinweg. Sie vernahm nicht seinen Atem, hörte ihn manchmal keuchen und knurren und nahm vor allen Dingen seinen Geruch auf.

Stanken so Leichen?

Lisa war in einer Welt der extremen Wohlgerüche aufgewachsen.

Sie kannte die teuren Parfüms und Duftwässerchen, all die Sprays und Pflegemittel, aber niemals zuvor hatte sie einen dermaßen widerlichen Geruch einatmen müssen.

Daran konnte man ersticken…

Deshalb hütete sie sich auch, den Mund weit zu öffnen. Wenn möglich, atmete sie nur durch die Nase.

Vor ihr flatterten die weiten, schmutzigen Hosenbeine des Gnoms.

Gehört hatte sie oft genug von diesem Vampir-Zwerg mit dem Namen Zumbra. Nun aber befand sie sich zum erstenmal in seiner Gewalt und spürte etwas von dem Schrecken, der sie festhielt und der auch noch auf sie zukommen würde.

Was sie hier erlebte, war erst der Beginn.

Zumbra blieb stehen. Er hatte sich dafür eine besondere Stelle ausgesucht, direkt am Rand der Senke oder Mulde. An der anderen Seite ragten die Felsen hoch, und dort genau lagen, durch Büsche versteckt, die Eingänge zu den Höhlen.

Durch die eingelegte Pause gab ihr der Vampir unbewußt die Gelegenheit, über gewisse Dingen nachzudenken. Der alte Familienfluch kam ihr wieder in den Sinn.

Bisher hatte es eine Person aus jeder Generation getroffen. Weshalb hätte sich das ändern sollen? Einer mußte schließlich das Opfer sein. Da ihr Vater dafür wohl nicht in Frage kam und sie auch keinen Bruder besaß, blieb der Makel eben an ihr haften.

Das ärgerte sie so sehr, das drückte auf ihr Gemüt und steigerte auch die Furcht.

Einen seiner gorillahaften Arme hatte der Vampir um ihren Körper gelegt, um sie festzuhalten. Der Arm war wie eine Klammer.

Lisa hatte keine Chance, ihr zu entkommen.

Dann lief er weiter.

Er hatte es plötzlich noch eiliger. Seine Schritte wurden länger, er hüpfte fast wie ein Frosch. Man merkte ihm an, daß sein Ziel sehr nahe lag.

Über ihnen stand der Mond als stummer Begleiter. Er beleuchtete die schaurige Szene und streifte auch mit seinem Licht den verborgenen Eingang der Höhle.

Ohne sein Opfer von der Schulter zu lassen, drückte der Blutsauger die Büsche zur Seite und tauchte in die absolute Finsternis des Stollens. Hier brannte kein Licht. Nicht einmal eine Fackel gab ihren zuckenden und rußenden Schein ab.

Der Vampir kannte sich aus. Als Geschöpf der Finsternis konnte er auch im Dunkeln sehen.

Nur blieb es nicht dunkel. Lisa, die ihren Kopf trotz der für sie miesen Lage etwas angehoben hatte, erkannte ziemlich weit vor sich einen helleren Schimmer.

War es der Ausgang?

Sie konnte es nur hoffen. Andererseits stellte sie sich die Frage, was sie dort wohl erwarten würde.

Noch irrten sie durch den Stollen, in dem auch Ratten und Mäuse ihr Zuhause gefunden hatten. Das waren Tiere, zwischen denen sich auch der Blutsauger wohl fühlte.

Beinahe hätte sie sogar Fragen an den Blutsauger gestellt, dann fiel ihr ein, daß dieses Wesen ihr wohl keine Antwort geben würde.

Vampire sprachen nicht, sie gehorchten anderen Gesetzen.

Plötzlich waren sie frei. Alles lief so schnell ab, daß Lisa es erst merkte, als die muffige Luft des Stollens verschwand und sie die kühlere der Nacht einatmen konnte.

Es war einfach herrlich.

Sie fühlte sich zwar nicht wie neu geboren, aber die andere Luft vertrieb einen Teil ihrer Angst. Zwar überkam sie kein Hochgefühl, aber sie sagte sich, daß sie noch lebte, das zählte immerhin.

Der Vampir kippte nach rechts weg. Sie bekam auf einmal Angst, daß er sie zu Boden schmettern könnte. Er tat es glücklicherweise nicht. Bevor sie den Stein erreichte, fing er sie ab.

Aber sie blieb liegen, sah, daß sich der Blutsauger bückte und das Ende des Stricks hochnahm.

Die Flamme der Furcht durchfuhr Lisa. Wollte er sie letztendlich hier erwürgen?

»Bitte!« keuchte sie, und es waren ihre ersten Worte nach der Entführung. »Bitte, lassen…«

Er zerrte am Seil. Sie spürte die Schlinge um ihren Hals. In ihrer Panik schwang sie sich herum – und auf die Füße.

Dort blieb sie stehen!

Zitternd, schwankend, mit weit geöffneten Augen. Den Atem saugte sie schwer ein. Vor ihr stand Zumbra, der Zwerg. Viel kleiner als sie, aber er hielt das Seil fest.

Mit einer geschickten Handbewegung gelang es ihm, die Schlinge zu lockern. Lisa atmete wieder durch.

Der nächste Ruck bewies ihr, was er vorhatte. Er wollte sie zu einem bestimmten Platz hinführen.

Also noch einmal weg von hier – aber wohin?

Viel Auswahl hatte er nicht. Die Gegend hier war begrenzt. Vor ihnen bildeten die dunkel aufragenden Felsen eine unüberwindliche Mauer. Sie grenzten das Gebiet hinter dem Stollen ein. Lisa und ihr Vater hatten von diesem Areal nichts gewußt. Deshalb war darüber auch nicht gesprochen worden.

Ein geheimnisvolles Gebiet, möglicherweise nur Zumbra bekannt, der sich hier hatte ausbreiten können.

Lisas Angst war etwas zurückgedrängt worden. Sie freute sich darüber, daß sie lebte, auch wenn sie sich in der Hand dieses gefährlichen Blutsaugers befand.

Er führte sie ab. Sie kam sich vor wie ein Tier, das weggeschafft wurde. Dazu trug auch der Strick bei, der ihren Hals umspannte, ihr jedoch nicht die Luft abschnitt. Den stärksten Druck spürte sie im Nacken, nicht an der Kehle.

Die Unebenheiten des Bodens nahm sie mit großen Schritten. Es war einfach, hinter dem Gnom herzugehen, der sich nicht einmal umschaute. Von der Gestalt her war er viel kleiner als Lisa. Dennoch verspürte sie Angst vor ihm.

Es war auch das Wissen, gegen ihn nichts ausrichten zu können.

Er lebte schon rund 200 Jahre. Niemandem war es bisher gelungen, ihn zu stoppen, auch Lisa würde keine Ausnahme machen.

Sie dachte an den Geisterjäger aus London. Ihr Vater hatte es gut gemeint, daß er diesen Mann holte. Ob der allerdings etwas erreichen konnte, stand nicht fest. Außerdem mußte er versuchen, dieses unheimliche Gelände hinter dem Stollen erst einmal zu finden. Sein Vater würde ihm dabei kaum einen Hilfe sein, Lisas Vater ebenfalls nicht.

Auf einmal überkam Lisa das Gefühl, nicht mehr im Freien zu sein. Zunächst dachte sie an eine Täuschung, schaute dann in die Höhe und sah den Himmel nicht mehr.

Zuerst erschrak sie, bis sie weiter nach vorn blickte und einen

Gegenstand erkannte, der aus der Erde wuchs.

Zuerst wußte sie nicht, was sie damit anfangen sollte. Die Szenerie zitterte vor ihren Augen. Sie wischte über die Stirn, das Bild klärte sich, und Lisa konnte es nicht fassen.

Sie schaute auf einen Friedhof.

Er lag vor ihr, wie auf eine Leinwand gepinselt. Grabsteine waren zu sehen. Die meisten von ihnen standen schief. Es gelang Lisa nicht sie zu zählen, aber mehr als zehn waren es sicherlich.

Und auch mehr als zehn Personen waren dem Fluch zum Opfer gefallen. Sollten sie hier etwa ihre Grabstätten haben? Hatte der Zwerg die Leichen dort verscharrt?

Allmählich schnürte das Gefühl des Grauens der jungen Frau die Kehle zu. Der Zwerg drehte sich um und kam auf sie zu. Das Ende des Stricks hielt er locker in der rechten Hand. Sein Gesicht wirkte wie in Stein gehauen. Der Mund stand halb offen. Die beiden Vampirzähne schimmerten in einem hellen Weißgrau.

Dicht vor ihr stoppte er seine Schritte und schaute zu ihr hoch.

Zum erstenmal sah sie seine Augen. Von einem menschlichen Blick konnte man bei ihm nicht reden. Diese Augen waren kalt, leblos.

Wie hineingepreßt lagen sie in den Höhlen.

Die gleiche Farbe wies auch das struppige Haar auf. Überhaupt machte die gesamte Gestalt einen grauen Eindruck. Die alte Jacke ebenso wie das einstmals weiße Hemd, das seine kantige Brust straff umspannte.

Er hob die langen Arme an und tastete mit seinen Fingern nach ihrer Kehle.

Lisa versteifte. Sie konnte plötzlich nicht mehr atmen, etwas klemmte die Kehle zu, sie rechnete sogar damit, von ihm erwürgt zu werden. Der Vampir-Zwerg hatte etwas anderes vor. Er schob seine kalten Finger unter die Schlinge und schob sie über den Kopf seines Opfers.

Lisa konnte aufatmen.

Sie ließ sich ihre erste Erleichterung nicht anmerken, denn die Gegend, in der sie sich befand, war einfach zu unheimlich. Außerdem wußte sie nicht, was sie noch alles erwartete.

Der Vampir trat zurück. Den Strick schleuderte er zur Seite, weil er ihn nicht mehr brauchte. Lisa bekam wieder Gelegenheit, sich umzuschauen. In der Tat befand sich über ihr eine Gewölbedecke.

Sie wurde sogar von Säulen gestützt. Was immer hier früher einmal gewesen sein mochte, der Blutsauger jedenfalls hatte ein perfektes Versteck gefunden.

Lisa sah an ihm vorbei. Nicht weit entfernt lagen Felsstücke übereinander. Sie bildeten an der linken Seite ein regelrechtes Bollwerk, das den Friedhof eingrenzte. Möglicherweise war ein Teil dieser Höhle eingestürzt.

Zumbra schaute sein Opfer genau an. Der Blick glitt über die Gestalt des Mädchens und ließ keinen Zentimeter der Haut aus. Von oben nach unten und umgekehrt. Ihr kam es vor, als wollte sie der Blutsauger genau abschätzen.

Ihr wurde kalt. Es lag nicht am Wetter, die innere Kälte stieg in ihr hoch und verursachte das Frösteln. Dann spürte sie noch den Druck in der Kehle, der das Atmen erschwerte. Schweiß rann in kleinen Tropfen über ihr Gesicht. Ihr Kleid war hochgeschlossen. Die Fingerspitzen des Blutsaugers aber wanderten wie dünne Spinnenbeine über ihre Brust und näherten sich dem oberen Knopf.

Dann Ruck, die ersten vier Knöpfe sprangen weg, ein Ausschnitt entstand, der dort endete, wo die Ansätze ihrer Brüste begannen.

Dafür hatte der Gnom keinen Blick. Ihn interessierte der freiliegende Hals des Mädchens, über dessen Haut er fast zärtlich mit den Fingerspitzen hinwegstrich. Zwischen seine Lippen schob sich ein grauer Klumpen hervor, die Zunge, die über die Lippen wanderte.

Das zeigte Genuß…

Lisa wußte, welches Schicksal ihr bevorstand. Fassen konnte sie es noch immer nicht. Auch jetzt stand sie unbeweglich auf der Stelle und stierte über den Kopf des Gnoms hinweg auf die grauschwarzen Grabsteine des alten Friedhofs.

Sie schrak erst zusammen, als der Blutsauger nach ihrer Hand griff und sie auch festhielt. Gesprochen hatte er nichts. Vielleicht konnte er nicht reden, nur machte er ihr durch ein Zeichen klar, wohin sie zu gehen hatte.

Sein Ziel war der Friedhof…

Lisa stolperte hinter ihm her. Wieder kam sie sich vor, als würde sie einen besonders intensiven Traum erleben. Nur konnte sie daraus nicht erwachen und ihr normales Leben fortführen. Der Schrecken war tatsächlich vorhanden.

Gemeinsam traten sie ins Freie. Der Vampir ging einige Schritte vor. Erst jetzt, wo Lisa auf seinen Rücken starrte, sah sie auch den Umhang, den er über die Jacke gestreift hatte. Er hing an seinem Rücken noch eng zusammen, war aber sicherlich so breit, daß er ihn ohne Schwierigkeiten ausbreiten konnte.

Lisa fiel etwas auf, das rechts von ihr stand. Es war eine Felsplatte.

Sie wirkte wie ein leerer Altar. Die junge Frau konnte sich gut vorstellen, wer darauf zu liegen kam.

Ein Opferstein…

Das Wissen schoß durch ihren Kopf; ihr wurde heiß und kalt zugleich. Auf einmal drehte sie durch. Es war das letzte Aufbäumen, denn sie sah noch auf den Rücken des Blutsaugers. Lisa war größer, wirkte beim ersten Hinschauen auch kräftiger und konnte die Gestalt mit einem Sprung erreichen.

Wie eine Explosion kam es ihr vor, als sie ihre Fäuste in den Rücken der Gestalt stieß.

Damit hatte selbst der Vampir-Gnom nicht gerechnet. Die Wucht des Stoßes katapultierte ihn nach vorn. Er konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten und landete zwischen den hohen Trümmern an der linken Seite. Das bekam Lisa gar nicht mal mit.

Sie hatte sich längst auf der Stelle gedreht und rannte den Weg zurück, den sie gekommen waren.

In den ersten Sekunden zuckte Hoffnung in ihr hoch, bis sie merkte, daß sich ein langes Kleid für schnelles Laufen nicht eignete. Sie hatte Pech, denn ein Schuh verfing sich im Saum des Kleides. Lisa fiel nach vorn, der leise Schrei löste sich automatisch, dann schlug sie hart auf. Der Treffer durchzuckte ihre Arme, war in den Schultern zu spüren, und sie schrammte auch mit dem Gesicht über den Boden, wobei sie noch einen Streifen Haut verlor.

Der Schock verurteilte sie sekundenlang zur Bewegungslosigkeit.

Als sie ihn überwunden hatte, war der Blutsauger bereits an ihrer Seite. Lisa kam hoch, er griff zu.

Seine breite Hand war wie die Kralle eines Raubvogels, als er in ihren Nacken faßte und eisern festhielt. Mit einer nahezu lächerlich leicht wirkenden Bewegung hob er sie an und stellte sie auf die Beine. Dann drehte er sie herum.

Lisa starrte ihn an. Er schaute von unten zu ihr hoch, grinste dabei teuflisch und schlug ihr hart seine flache Hand in den Rücken. Lisa taumelte wieder in die Richtung, aus der sie geflohen war. Sie sah die Grabsteine, die vor ihren Augen zu tanzen schienen, bekam den nächsten Stoß, stolperte weiter und wurde von der Kante der Felsplatte aufgehalten.

Der Altar war ihr Platz.

Freiwillig kletterte sie nicht dort hoch. Das war auch nicht nötig, denn der Gnom umklammerte ihre Beine, hob sie an und drehte sie so, daß sie der Länge nach auf dem Altar liegenblieb.

Die Berührung mit dem Stein brach den Widerstandswillen der jungen Frau. Lisa ließ es geschehen, daß der teuflische Gnom sie herumdrehte und auf den Rücken legte.

So blieb sie dann…

Er umschritt den Altar. Seinen Umhang hatte er ausgebreitet.

Zumbra wirkte mehr denn je wie ein klassischer Blutsauger.

Die Kante des Altars reichte ihm bis zur Brust. Er konnte noch über den Körper des Mädchens hinwegschauen. Dabei drückte er den Kopf in den Nacken, hob den Blick und starrte den Mond an.

Es war eine Art von Vorbereitung, die er unbedingt benötigte.

Wahrscheinlich wollte er noch einmal Kraft schöpfen, bevor er sich dem Opfer näherte.

Lisa Manford lag regungslos auf der Platte. Auch sie schaute gegen den dunklen Himmel, sah den Mond, die blaß wirkenden Punkte der Sterne und spürte das Würgen im Hals.

Tränen stiegen hoch, füllten ihre Augen und ließen das klare Bild verschwimmen.

Lisa rechnete sich nichts mehr aus. Es war einfach zuviel Zeit vergangen, außerdem hätten die Retter den Weg zu ihr kaum finden können, bei all den Hindernissen.

An Flucht dachte sie wohl, nur sah sie ein, daß es keinen Sinn hatte. Der Vampir würde sie immer schnappen.

Das Tränenwasser blieb nicht länger in ihren Augen. Es rann in kühlen Streifen an den Wangen herab und sickerte auch gegen ihre trockenen und blassen Lippen.

Der Blutsauger rührte sich noch immer nicht. Er hielt die langen Arme gespreizt, der Umhang war ebenfalls ausgebreitet, und über die Lippen des Wiedergängers drang plötzlich ein ungewöhnliches Geräusch. Es waren singende Töne, die in die Stille der Nacht hineinwehten und nur allmählich verklangen. Längst empfand sie die Luft als nicht mehr so klar. Ein Hauch von Moder und Tod wehte in ihr.

Zumbra ging plötzlich vor. Gleichzeitig drückte er die Arme wieder an seinen Körper, und der Umhang faltete sich zusammen. Mit gemessenen Schritten entfernte er sich von der Felsplatte, um sich ein neues Ziel zu suchen.

Es war dieser alte, unheimliche Friedhof…

Lisa bewegte ihren Kopf nach rechts, um den Weg des Zwergs verfolgen zu können. Er ging ziemlich schnell. Es würde nicht lange dauern, dann hatte er den Friedhof erreicht.

Die Grabsteine standen wie stumme Zeugen einer alten, längst vergessenen Zeit. Manche von ihnen erreichten die Größe des Vampirs. Als er zwischen ihnen verschwand, war er kaum zu sehen.

Lisa richtete sich etwas auf.

Jetzt konnte sie ihn auch besser erkennen. Er stand zwischen den Steinen, berührte zwei von ihnen mit seinen Händen und gab plötzlich Töne von sich, die an das Heulen der Wölfe erinnerten. Sie jagten über die Liegende hinweg. Lisa konnte sich keinen Reim darauf machen. Der Blutsauger blieb in dieser Art von Trance, die etwas zu bedeuten hatte.

Auf einmal sah Lisa die dünnen Schwaden, die zwischen den alten Grabsteinen hochstiegen. Es waren zitternde Raucharme, die sich, als sie zusammentrafen, zu Wolken verdichteten.

Wolken, die über den alten Totenacker trieben. Zuerst wollte Lisa es nicht glauben, es mußte einfach eine Täuschung sein, aber hatten sich die Steine nicht bewegt, als würden sie von unten her einen gewissen

Druck bekommen?
Sie konnte es nicht genau sagen. Möglicherweise lag sie auch zu weit von dem Schauplatz entfernt, aber sie war sicher, daß der Blutsauger eine besondere Magie eingesetzt hatte.
Auch Lisa blieb von ihr nicht verschont. Strömungen erreichten ihr Gehirn.
Zuerst wollte sie sich dagegen wehren und eine Sperre errichten, was der Vampir nicht zuließ. Auf telepathischem Wege nahm er Kontakt mit ihr auf und gab ihr Befehle!
Die nahm sie auch an. Sie konnte sich nicht mehr wehren, rollte an den Rand der Platte und schwang ihre Beine darüber hinweg. Die Füße bekamen Kontakt. Genau in dem Augenblick, als sie der neue Befehl des Vampirs erreichte.
›Komm her‹!
Lisa gehorchte. Sie ging wie unter einem Bann stehend. Ihr eigener Wille war ausgeschaltet. Schon nach sehr kurzer Zeit erreichte sie die ersten Schwaden, in die sie eintauchte. Der geruchlose Rauch umwehte ihre Gestalt wie ein Mantel.
Zumbra erwartete sie.
Er streckte ihr einen seiner langen Arme entgegen und lockte mit dem Zeigefinger.
Sie verstand das Zeichen.
Noch wenige Schritte, dann hatte sie ihn erreicht. Mit ihrem Körper streifte sie an den Grabsteinen entlang, die ihr im Wege standen.
Das Material war rauh und kantig, sie spürte es nicht, weil die Gedanken des Vampirs von ihr Besitz genommen hatten.
Er wartete auf sie. Umflort von Wolken, die tatsächlich aus dem Boden stiegen und die Grabsteine umhüllten. Lisa Manford senkte den Blick. Sie wollte sehen, woher der Rauch stammte, und sie entdeckte die Spalten im Boden.
Da war die Erde aufgerissen…
Lisa bekam es mit der Angst zu tun. Sie dachte wieder an den alten Fluch, an Vampire allgemein und glaubte auch zu wissen, daß sie es schafften, die Gräber zu verlassen.
Wieder nahm Zumbra auf telepathischem Wege Kontakt mit ihr auf. ›Du bist die letzte in der Reihe. Wenn du ausgelöscht bist, gibt es keine Person mehr, die den schändlichen Namen Manford weiter in die Welt tragen kann. Mit dir ziehe ich den Schlußstrich, Lisa. Bevor du aber stirbst, sollst du noch etwas zu sehen bekommen. Schau genau hin, denn auf diesem alten Friedhof liegen diejenigen begraben, die einmal deine Vorfahren gewesen sind. Sie alle gerieten unter meine Knute. Ich habe sie magisch beeinflußt, aber nicht zu Vampiren gemacht. Es wäre keine rechte Strafe für sie gewesen. Ich habe sie in die Gräber gesteckt, wo ihre Körper verwesten, die Geister aber

blieben. Was hier aus dem Boden steigt, sind die Geister deiner Ahnen, Seelen, die niemals Ruhe finden werden und in alle Ewigkeiten weiterleben werden.‹ Lisa hatte die Worte zwar gehört, sie aber nicht recht begriffen. Außerdem interessierte sie nicht das Schicksal ihrer Vorfahren, ihr eigenes war ihr wesentlich näher.

Die telepathische Stimme des Vampir-Zwergs unterbrach wieder ihre eigenen Gedanken. ›Mit dir aber habe ich etwas anderes vor.

Du wirst nicht das gleiche Schicksal erleiden wie die anderen. Ich werde aus dir eine Braut von mir machen…‹ Lisa zuckte zusammen. Sie drehte sich.

Zumbra grinste sie breit und satanisch an. Aus dem Oberkiefer lugten die gekrümmten, dolchartigen Zähne hervor – bereit zum Biß…

Er nahm keinen weiteren Kontakt mehr mit Lisa auf, sondern bewegte den Zeigefinger seiner rechten Hand.

Lisa verstand das Zeichen.

Sie sollte zu ihm kommen!

Heftig schüttelte sie den Kopf und stand dabei auf der Stelle wie festgewachsen. Die Furcht umklammerte ihr Herz. Noch schlug es überlaut in der Brust. Wie aber würde es in einigen Minuten aussehen, wenn der Blutsauger seine Zähne in ihren Hals geschlagen hatte?

»Nein, ich…« Der Wille zum Widerstand flackerte in ihr hoch. Sie wollte nicht, sie …

Da sprang Zumbra auf sie zu!

***

Es gibt bei vielen Leuten einen gewissen Altersstarrsinn. Genau der steckte auch in Broderick Manford. Trotz meiner warnenden Worte hatte er sich nicht davon abhalten lassen, uns zu begleiten. Irgendwie konnte ich ihn auch verstehen, ich hätte an seiner Stelle auch nicht anders gehandelt. Sein Handicap war der Rollstuhl.

Ihn durch das unebene Gelände zu schieben, war nicht ganz einfach. Mein Vater wollte diese Aufgabe übernehmen, dagegen hatte ich etwas. Also schob ich den Stuhl in die entsprechende Richtung.

Er war ziemlich schwer, den die Batterie, die unter dem Sitz stand und dafür sorgte, daß er Strom bekam, besaß doch ihr Gewicht.

Und so tauchten wir ein in die Dunkelheit der noch immer ziemlich klaren Nacht.

Das hatte es meines Wissens auch noch nicht gegeben. Zwei ältere Männer, davon einer im Rollstuhl, und ein jüngerer begaben sich gemeinsam auf die Jagd nach einem Vampir. Aber wir mußten es durchstehen. Für uns gab es einfach kein Zurück.

Und so kämpften wir uns vor, hinweg über das unebene Gelände, so daß die Gestalt des Broderick Manford durchgeschüttelt wurde und auch von einer Seite zur anderen driftete, wobei ihn die Lehnen

glücklicherweise abstützten.

Mein alter Herr ging rechts neben mir. Manchmal schaute ich ihn an und sah seinen entschlossenen Blick. Ich hatte ihm meine Beretta überlassen, denn ich trug noch das Kreuz und auch den Dolch bei mir. Diese beiden Waffen waren für den Blutsauger ebenfalls tödlich.

Einen Kommentar gab mein Vater nicht ab. Er war voll konzentriert. Ab und zu strichen seine Finger auch über das Metall der Waffe.

Manford aber konnte nicht an sich halten. Immer wieder stieß er heftige Beschimpfungen aus. Man hörte ihm an, wie sehr er Zumbra haßte. Er würde weder Rücksicht noch Gnade kennen, wenn er auf ihn traf. Wir erfuhren noch einmal von dem alten Familienfluch, den er endlich brechen mußte. Fast übergangslos begann er zu schluchzen, als er den Namen seiner Tochter Lisa ausgesprochen hatte.

Sie war das letzte Glied in der Kette, und er hoffte inständig, daß der Blutsauger noch nicht zugeschlagen hatte.

So fuhren wir dorthin, wo sich das Gelände plötzlich senkte. »Halten Sie an, John!«

Ich stoppte.

Manford hob den Arm und deutete in die Tiefe der Senke hinein.

»Sehen Sie bitte deren Rand«, erklärte er uns. »Dort hinten, wo der Wald sein Ende hat und die Felsen in die Höhe wachsen, muß der Eingang zu finden sein.«

»Moment mal.« Ich holte die Lampe hervor und leuchtete über die mit Gras und Unkraut bewachsene Seite der Senke hinweg. Als ich die Lampe nach links bewegte, sahen wir drei die tiefen Spuren im Rasen. Die kamen nicht von ungefähr dorthin. Sie besaßen einen gewissen Abstand, wie ihn eigentlich nur die Räder eines Autos hatten.

»Da müssen Ihre beiden Killer hergefahren sein, Mr. Manford«, sagte ich.

»Ja, sie kamen von der Straße ab.« Er deutete mit dem gespreizten Daumen über seine Schulter hinweg. »Hinter uns verläuft sie. Aber weshalb kamen sie ab?«

»Das braucht uns nicht mehr zu interessieren«, sagte mein Vater.

»Wir müssen weiter.«

Manford nickte. »Geben Sie acht, John, der Weg nach unten ist nicht einfach.«

Das merkte ich schon nach den ersten zwei Yards. Das Gefälle war stärker, als ich angenommen hatte. Die harten Kunststoffgriffe setzten den Händen beim Bremsen ganz schön zu.

Auch mein Vater rutschte ab und zu, denn der grasbewachsene Boden war feucht und glatt.

Wir fuhren parallel zu den tiefen Reifenspuren. Auch Manford war nicht wohl in seiner Haut. Er klammerte sich an den Seiten des Rollstuhls fest.

Wir schafften es trotzdem. Zum Glück flachte das Gelände immer mehr ab.

Mein Vater entdeckte den Wagen zuerst. Der alte Daimler war frontal gegen einen Baumstamm gefahren und war zu nichts mehr zu gebrauchen. So eingeknickt wirkte er fast wie eine moderne Plastik.

»Das also ist geschehen.« Der alte Herr schüttelte den Kopf. »Ausgerechnet an einem der letzten Bäume des Waldstücks sind sie gelandet. Wenn das kein Schicksal war.«

Ich räusperte mich und blickte nach rechts, wo die Felsen hochwuchsen. Sie sahen aus, als wären sie unüberwindbar, trotz der geringen Höhe. Der Wind fuhr ebenfalls in die Senke hinein. Er bewegte das Gras und auch die Büsche.

»Sinclair!« sagte Manford und zeigte auf die Felswand. »Genau dort müssen wir suchen.«

»Es gibt also einen Eingang?«

»Mehrere. Die meisten sind nur schon nach wenigen Yards verschüttet. Suchen Sie.«

Das tat ich auch, aber nicht ohne Hilfe. Mein Vater beteiligte sich an der Suche.

Das Glück hatte ich. Im Schein der Halogenleuchte sah ich die schmale Buschwand, die in der letzten Zeit bewegt worden war, da einige Stiele Knickstellen zeigten.

Das mußte es sein.

Ich räumte die sperrigen Hindernisse zur Seite und entdeckte tatsächlich den Eingang. Als ich hineinleuchtete, traf der Strahl nicht sofort auf Widerstand. Der Weg in die Dunkelheit des Stollens schien für uns frei zu sein.

Ich sagte den anderen Bescheid. Mein Vater hatte sich gebückt, kam jetzt hoch und zeigte uns etwas, das er in seiner rechten Hand hielt. Es war ein Pflock, vorn zugespitzt und aus Eichenholz bestehend.

»Das ist die Waffe, die ich den Killern mitgab«, rief der alte Manford. »Ja, das ist er.«

»Willst du ihn haben, John?«

»Nein, Dad, behalte ihn.«

»Okay.« Mein alter Herr schob den Rollstuhl näher, damit sich Manford den Eingang ebenfalls anschauen konnte. Seine Augen weiteten sich. Ich hatte die widerspenstigen Zweige zur Seite gedrückt, damit er in den Stollen blicken konnte.

»Ist er das?« fragte ich.

Broderick Manford nickte. »Ja, das muß er sein. Da… da müssen wir durch, verdammt.«

»Sie auch?«

Wütend schaute er mich an. »Glauben Sie denn, daß ich jetzt einen Rückzieher mache?«

»Nein, nein, das nicht. Ich möchte Sie nur darauf hinweisen, wie gefährlich es werden kann.«

»Das weiß ich selbst. Los, Horace, schieb mich an. Und halten Sie den Weg frei, Sinclair!«

Mein Vater warf mir einen etwas verzweifelten Blick zu und hob die Schultern. Ich gab ihm so etwas wie ein Zeichen zur Abfahrt, und er schob den Rollstuhl vor.

Es klappte besser, als ich gedacht hatte, nur im Stollen wurde es kritisch, wie ich im Schein der Lampe erkannte. Der Stahl glitt über einen Boden, der mit zahlreichen Hindernissen übersät war.

Steine, Buckel, Pflanzenreste und alte Wurzeln bildeten Hindernisse, die nur schwer zu überwinden waren. Zudem war der Stollen ziemlich schmal. Die Wände bestanden nicht nur aus Gestein. Oft genug entdeckten wir auch die festgepreßte, lehmartige Schicht der Erde.

Ich gab meinem Vater die Lampe und umfaßte selbst die Griffe des Rollstuhls. »Laß mich das machen, Dad!«

»Soll ich den Elektromotor einschalten, Mr. Sinclair?«

»Das wäre günstig.«

Der Motor, gespeist durch die Batterie, war uns tatsächlich eine gute Hilfe. Wir kamen über jedes Hindernis hinweg, auch wenn Manford durchgeschüttelt wurde.

Auf unserer Fahrt durch den unheimlichen Stollen war er nie ruhig. Er sprach flüsternd vor sich hin, und der Name seiner Tochter kam fast in jedem Satz vor.

»Weißt du eigentlich. Brod, was hinter dem Stollen liegt?«

»Nein, Horace!«

»Du hast dich nie dafür interessiert?«

»Weshalb denn?« Er klammerte sich wieder fest, weil der Stuhl über ein Hindernis gerollt war und der Mann nach links kippte.

»Weshalb sollte ich denn? Das ist doch alles uninteressant gewesen. Niemand hat sich darum gekümmert. Hier ist die Welt zu Ende. Wir haben die Gegend das tote Gebirge genannt. Wahrscheinlich werden wir am Ende des Stollens wieder vor einer Felswand stehen.«

Ich war dafür, daß wir uns so leise wie möglich bewegten und bat Manford, den Mund zu halten.

»Mach' ich, Sinclair.«

Mein Vater hatte auch die Lampe gelöscht. Wir kamen uns vor wie in einem finsteren schmalen Käfig. Von der Höhe her war der Stollen gleich geblieben. Ich konnte zwar nicht aufrecht gehen und mußte den Kopf einziehen, aber ich stieß wenigstens nicht mit dem Schädel an die Decke. Das war schon etwas wert.

Die Dunkelheit hielt nicht länger an. Vor uns erkannten wir einen Grauschimmer. Das Ende des Stollens?

Es gab keine andere Möglichkeit. Auch Manford hatte die hellere

Stelle wahrgenommen. Er holte einige Male tief Luft. Vor mir zeichnete sich der Umriß seines Rückens ab. Ich merkte, daß er zitterte.

»Bald!« keuchte er, »bald haben wir ihn…«

Ich schob ihn weiter. Auch mir war anders zumute geworden. Im Stollen war es stickig. Das Hemd klebte mir auf der Haut. Schweiß bedeckte auch mein Gesicht. Die Lippen bildeten nur mehr einen Strich, und manchmal rieselte auch eine Gänsehaut über meinen Rücken.

Meine Gedanken drehten sich um Lisa. Sie befand sich ziemlich lange in den Klauen des Blutsaugers. Wenn ich ehrlich war, mußte ich zugeben, daß ich nicht mehr viel Hoffnung hatte. Und das wiederum drückte mir den Magen zusammen.

Ein letzter Schub, wir befanden uns im Freien, konnten tief durchatmen und schauten auf das, was vor uns lag.

Felsen wuchsen in die Höhe. Allerdings keine glatten Wände. Sie waren düster, besaßen teilweise geschwungene Formen mit Säulen und auch Bögen.

»Ist das das tote Gebirge?« fragte ich.

Manford nickte nur. Wie auch mein Vater und ich, so versuchte er ebenfalls, eine Spur von Zumbra und seiner Geisel zu entdecken. Es war nichts zu sehen. Das Gelände lag starr vor uns. Nirgendwo entdeckten wir eine Bewegung.

»War es ein Irrtum?« fragte Horace F. Sinclair.

»Nein, nein, auf keinen Fall!« keuchte Manford. »Es ist kein Irrtum. Es darf keiner sein. Der Blutsauger und meine Tochter befinden sich in der Nähe. Das fühle ich. Bitte weiter, Sinclair. Fahren Sie mich weiter. Wir werden sie bestimmt finden!«

Ich sah auch keine andere Alternative und schob den Rollstuhl wieder vor. An das unebene Gelände hatte ich mich mittlerweile gewöhnt. Das Gefährt nahm auch jetzt die Hindernisse sicher, obwohl es manchmal über die Unebenheiten hinwegtanzte.

Je mehr wir in diesen fremden Bereich eindrangen, um so besser konnten wir erkennen, was diese Umgebung eigentlich darstellen sollte. Mir kam es vor, als hätte hier irgendwann einmal ein altes Haus oder eine alte Abtei gestanden, von der nur Reste zurückgeblieben waren.

Von der rechten Seite her schob sich eine hohe Säule heran. Sie stand nicht allein, sondern besaß eine Rundbogendecke, die sich bald wie ein Dach über uns spannte.

»Weiter, weiter…«

Ich konnte Manford verstehen. Auch mich hielt jetzt eine fieberhafte Spannung umklammert. Ich wollte endlich wissen, wo sich der Blutsauger verborgen hielt.

Kälte und Hitze wechselten sich bei mir ab. Die Schauer rieselten über meinen Körper. In der Kehle war alles ausgetrocknet. Wenn ich schluckte, tat mir der Hals weh.

Mein Vater hatte den Eichenpflock in der rechten Hand. Es war gut, daß er ihn mitgenommen hatte, so besaß er eine Waffe mehr.

Manford hatte den Kopf in den Nacken gelegt und schaute gegen die graue Decke. »Wie in einem Tempel!« hauchte er. »Es sieht aus wie in einem alten Tempel. Das hätte ich nicht gedacht. Damit konnte ich nicht rechnen, verflixt.«

Wir gaben keine Antwort, schoben den Rollstuhl weiter, bis wir plötzlich den Qualm sahen.

»Nebel!« krächzte Manford.

Ich hielt den Rollstuhl an. Mit Nebel ist in Schottland immer zu rechnen, auch im Hochsommer. In diesem Fall allerdings wollte ich nicht so recht an die Feuchtigkeit glauben, die aus dem Boden strömte und sich wolkenartig verteilt hatte.

Mein alter Herr schüttelte ebenfalls den Kopf. »Wenn das Nebel ist, John, besitzt er keinen natürlichen Ursprung.«

»Das meine ich auch.«

»Laßt uns weiterfahren!« flüsterte Manford. »Ich will den Blutsauger endlich finden.«

»Möchten Sie nicht hier warten?«

»Sind Sie verrückt, Sinclair? Doch jetzt nicht mehr. Nein, nein, reden Sie keinen Unsinn! Ich will weiter. Ich will meine Tochter sehen, egal wie.«

Leider beeinträchtigten die Finsternis und der Nebel unsere Sicht zu sehr. Daß sich etwas zwischen den wallenden Wolken befand, konnten wir nur mehr ahnen, aber nicht sehen.

Der Elektromotor summte leise, als der Rollstuhl wieder anfuhr.

Ich gab ihm noch Schub, und so rollten wir auf den Nebel zu. Mein Kreuz hatte ich in die rechte Tasche gesteckt, fühlte nach, weil ich einen bestimmten Verdacht bekommen hatte. Den sah ich auch bestätigt.

Das Kreuz hatte sich erwärmt…

Scharf holte ich Luft. Mein Vater hatte das Geräusch gehört und drehte sein Gesicht zu mir.

»Es lauert etwas«, sagte ich leise. »Das Kreuz zeigt es an.«

»Magie?«

»Natürlich.«

»Und wo?«

Ich deutete nach vorn. »Irgendwo dort, wo sich der Nebel oder Qualm verdichtet hat.«

»Du hast mir einmal von einem Todesnebel erzählt, John. Kann es sein, daß er…«

»Nein, das glaube ich nicht. Dieser Nebel ist anders, heller irgendwie. Er scheint eine besondere Zusammensetzung zu besitzen.«

Die ersten Schwaden trieben uns entgegen. Sie waren wie lange Gardinen, die sich am Untergrund festgeklammert hatten. Dabei schimmerten sie sehr hell, nicht so grau wie der normale Nebel.

Plötzlich hielt ich den Rollstuhl zurück. Es mochte Zufall gewesen sein, vielleicht auch ein Windstoß, aber die hellen Wolken trieben an einer Stelle auseinander, so daß ein Loch entstehen konnte, durch das wir freie Sicht besaßen.

Was wir sahen, ließ uns den Atem stocken, denn unsere Blicke waren auf einen alten Friedhof gefallen…

***

»Das gibt es doch nicht«, ächzte Manford. »Das darf doch nicht wahr sein, zum Teufel.«

»Wieso? Kannten Sie ihn nicht?«

»Nein, Sinclair, nein!« Er rückte auf seinem Sitz nach vorn, als wollte er aufstehen. »Dieser Friedhof war und ist mir völlig unbekannt. Grabsteine«, flüsterte er, »wo kommen sie her? Was hat das alles zu bedeuten? Horace, weißt du es?«

»Keine Ahnung, Brod.«

»Aber vielleicht ich, Mr. Manford. Haben Sie nicht selbst erzählt, daß Ihnen nicht bekannt ist, wo Ihre verschwundenen Ahnen geblieben sind? Es gibt nur diese Möglichkeit. Sie müssen ihre Plätze auf dem alten Friedhof gefunden haben.«

»Die Grabsteine… wo … kommen sie her? Wer hat sie aufgestellt?«

»Ist vor langer Zeit hier etwas gewesen?«

»Ja, ein Friedhof. Aber das liegt schon Jahrhunderte zurück.«

»Dann haben wir ja die Erklärung.«

»Und Friedhöfe sind auch Plätze für Vampire«, erklärte mein Vater mit leiser Stimme.

»Trotz der Grabkreuze?«

»Wissen Sie, Mr. Manford, Vampire fürchten sich vor Kreuzen. Allerdings nur, wenn sie geweiht sind. Man kann sie zwar auch mit einem normalen Kreuz in die Flucht schlagen, doch wenn sie Blut riechen, kommen sie wieder, auch wenn die Person durch ein Kreuz geschützt ist. Wenn Sie sich die Grabkreuze einmal genau anschauen, so sehen deren Umrisse anders aus als die der Kreuze, die wir kennen.«

»Stimmt auch wieder. Die sind irgendwie abgerundet, habe ich das Gefühl. Oder es liegt am Nebel.«

»Nein, nein, Sie haben schon richtig geschaut.«

»Ich will hin!« sagte er und nickte. »Ich will sofort hin. Ich will zwischen die Gräber. Auf der Stelle!«

Das wollten wir auch! Mein Vater wandte sich mir zu, um etwas zu sagen, als sich die Ereignisse überstürzten.

Es begann mit einem hellen Schrei. Er klang schrill und voller Angst. Dabei war er dort aufgebrandet, wo sich der Nebel und auch der alte Friedhof befand.

»Lisa…!« keuchte Manford.

Ich war schon unterwegs!

***

In den alten Sagen und Legenden verwandeln sich Vampire in Fledermäuse und umgekehrt.

Als Zumbra sprang und sich sein Umhang dabei ausbreitete, hatte Lisa Manford den Eindruck, als würde sich eine Fledermaus auf sie zubewegen. Ein unheimlich breiter Schatten, der schnell, viel zu schnell näher kam, als daß sie ihm hätte ausweichen können.

In ihrer Panik machte sie aus der Not eine Tugend. Sie wunderte sich selbst darüber, woher sie den Mut nahm und den Blutsauger kurzerhand ansprang.

Beide prallten zusammen.

Die junge Frau hatte die Fäuste hochgerissen. Beide Hände rammte sie unter das Kinn des Blutsaugers, in der Hoffnung, seine Eckzähne auch noch zerstören zu können.

Es gelang ihr nicht. Aber sie bekam einen Aufschub. Der Blutsauger flog zurück und prallte mit dem Rücken gegen einen der kantigen Grabsteine. Auch sein Hinterkopf prallte dagegen. Lisa hörte noch dieses widerlich klingende Geräusch, nur sah sie keinen Erfolg. Vampire wurden nicht bewußtlos.

Zumbra schüttelte sich. Sein Gesicht veränderte sich ebenfalls dabei. Aus ihm wurde eine breitgezogene Fratze. Er heulte auf, seine Arme wurden länger und länger, als er sich abstieß und auf Lisa zuhechtete.

Sie drehte sich.

Krallen erwischten noch den Kleiderstoff, rutschten ab, so daß Lisa freikam.

Trotz ihrer Angst und Panik dachte sie an das kleine Kreuz an ihrem Hals. Der Vampir hatte ihr Kleid zerrissen und sie dann in Ruhe gelassen. Vielleicht wegen des Kreuzes, das etwa die Größe eines Kinderfingers besaß und an einem schmalen Kettchen hing.

Sie hetzte in die schmalen Deckungen zwischen den Grabsteinen.

Die Nebelschleier umflossen sie wie ein kalter Hauch. Beim Laufen hob sie einen Arm, faßte mit zwei Fingern die kleine Kette an und riß sie entzwei. Fast wäre ihr das Kreuz noch aus der Hand gerutscht. Erst im Nachgreifen konnte sie die schmale Kette packen.

Das kleine Kreuz gab ihr einen Teil der Sicherheit zurück und verdrängte auch die Furcht. Ihre Augen suchten nach einem weiteren

Fluchtweg. Dabei hatte sie den Eindruck, von Stimmen umgeben zu sein. In der etwas kühlen Luft lag ein Raunen und geheimnisvolles Wispern, so als wollten die längst Verstorbenen mit ihr in Kontakt treten.

Konnte das sein?

Mit einer heftigen Bewegung strich sie die Haare zurück. Sie hatten sich gelöst und fielen ihr ins Gesicht. Das Kreuz hielt sie in der rechten Hand, diese wiederum war zur Faust geschlossen, die Lisa nun vorstreckte, als sie sich in Bewegung setzte.

Sie schaffte den ersten Schritt, auch den zweiten, passierte einen hohen Grabstein – und sah den Schatten.

Er kam von links, es war der Blutsauger, und Lisa erschrak fast zu Tode.

Sie kreiselte herum, die rechte Faust schoß vor, öffnete sich, und das kleine Kreuz klebte auf dem Schweiß ihrer Handfläche.

Treffer!

Sie preßte es in das Gesicht des Vampirs. Ihre Hand rutschte noch an der alten Wangenhaut ab, und sie hörte einen keuchenden Laut, der in ein schweres Ächzen mündete.

Der Vampir taumelte zurück. Er fuchtelte dabei mit den Armen.

Lisa bekam freie Sicht.

Genau dort, wo das Kreuz an der alten Haut seiner Wange abgerutscht war, entdeckte sie die dunkle Spur. Von der Haut hingen dort nur mehr Fetzen herab.

Zumbra war angeschlagen, aber nicht außer Gefecht gesetzt. Dafür jedoch Lisa. Erst jetzt fiel ihr auf, daß sie bei der Attacke das Kreuz verloren hatte. Es lag irgendwo auf dem Boden, für sie leider nicht mehr sichtbar, und sie spürte die Angst.

Der Blutsauger bewegte seinen Körper mit einer halben Drehung.

Der Umhang flatterte wieder auf, und Lisa sprang hinter einen Grabstein. Mit der rechten Fußspitze stieß sie vor einen kantigen Stein, bückte sich und riß ihn aus dem Erdreich.

Über den Grabstein hinweg schleuderte sie das Wurfgeschoß und erwischte Zumbra an der Schulter.

Das hielt ihn kaum auf. Er hetzte um den Stein herum. Das alte Gesicht zeigte eine haßverzerrte Entschlossenheit. Er wollte an das Blut des Mädchens.

Lisa schrie laut auf, als sie rannte. Sie wußte nicht, welche Richtung sie eingeschlagen hatte. Sie rannte einfach los und lief zufällig dorthin, woher sie auch gekommen war.

Der Vampir jagte hinter ihr her. Mit jedem Yard, den sie zurücklegte, holte er auf.

Es war nur eine Frage der Zeit, wann er das Mädchen erreichen würde…

***

Weder auf Broderick Manford noch auf meinen Vater konnte ich noch Rücksicht nehmen. Es ging einzig und allein um Lisa, die tatsächlich noch lebte.

Wenn ich ehrlich gegen mich selbst sein wollte, so hatte ich für sie kaum Hoffnung gehabt. Der Vorsprung des Blutsaugers war einfach zu groß gewesen. Er hätte sie in dieser Zeit dreimal zu einer Untoten machen können.

Ich konnte nur froh sein, daß dies nicht geschehen war, denn auch der Schrei hatte nicht nach dem eines Vampirs geklungen. Die schrien anders, fauchender und manchmal auch schriller. Es kam darauf an, in welch einer Lage sie sich befanden.

Der Friedhof war nicht sehr groß, auch wenn sich zahlreiche Grabsteine aus ihm erhoben. Dafür besaß er einen weiteren Nachteil. Er war sehr unübersichtlich. Hinzu kam der fahle Nebel, Verstecke gab es mehr als genug. Damit hatte ich zu kämpfen.

Wohin zuerst?

Ich wußte es nicht, lief einfach geradeaus, erreichte die ersten Grabsteine und natürlich auch die hellen Schleier, die mich umgaben. Dabei hatte ich das Gefühl, Stimmen zu hören. Geisterhaft klangen sie an meinen Ohren, überdeckten auch andere Geräusche, so daß ich die Tritte nur mit Mühe wahrnehmen konnte.

Sie waren rechts von mir aufgeklungen.

Ich drehte mich und rannte hin.

Da sah ich die Gestalten. Lisa trug noch immer ihr helles Kleid. Sie hetzte wie ein Phantom durch die Schwaden, das Gesicht eine bleiche, angstverzerrte Maske.

Zumbra war ihr dicht auf den Fersen.

Zum erstenmal sah ich ihn und mußte feststellen, daß es sich bei ihm tatsächlich um einen Zwerg handelte. Er reichte mir gerade bis zu den Ellbogen, aber er war trotz seiner Größe brandgefährlich.

Ich mußte ihm den Weg abschneiden. An der Kante eines Grabsteins stützte ich mich ab, warf mich mit einem gewaltigen Satz vor und kam von der Seite auf ihn zu.

Jetzt ärgerte ich mich, daß ich meine Beretta abgegeben hatte. Ich holte den Dolch hervor und warf den Arm während des Laufens zurück.

Der Vampir ahnte die Gefahr. Plötzlich fuhr er herum, sah mich, ließ Lisa laufen und bewegte sich im Kreis.

Ich schleuderte den Dolch.

Treffer!

Die silberne Klinge hieb in die Kleidung hinein, blieb irgendwo stecken, der Vampir sank zu Boden und war eingehüllt in seinen Umhang, der auf ihn fiel.

Lisa lief weiter. Sie würde ihrem Vater bestimmt in die Arme laufen. Ich aber kümmerte mich um Zumbra. Gebückt stehend und in einer Hand das Kreuz haltend, riß ich den Umhang auseinander.

Ich war schon mit zahlreichen, mächtigen Dämonen fertig geworden, dieser Vampir durfte mir einfach keine Schwierigkeiten bereiten. Es kam anders, ganz anders.

Vielleicht war ich zu siegessicher, zu arrogant, jedenfalls erwischte er mich mit der Wucht eines Hammerschlags, als ich den Umhang gepackt und zur Seite geschleudert hatte.

Es war nicht die Faust, auch kein Ellbogen, es war der Fuß, der mich traf. Ein alter, starrer Knochen, eingewickelt in faulige Lederlappen, hämmerte in mein Gesicht.

Zum Ausweichen war ich nicht mehr gekommen. Ich spürte nur den Schmerz, der durch meinen Schädel raste. Irgend etwas in meiner Nase öffnete sich, so daß im nächsten Augenblick Blut hervorströmte. Ich kippte zurück und landete irgendwo in einer Lücke zwischen zwei hohen Grabsteinen.

Dann ging die Welt unter.

Nicht schlagartig, eher langsam, nebelhaft verschleiert. Ich konnte nichts mehr unterscheiden, aber aus dem Nebel schälte sich jemand hervor. Diese krumme, widerliche Gestalt des Blutsaugers, der geduckt auf mich zukam. Als Distanz trennte uns beide ein Schritt.

Daß er ihn zurücklegte, war klar, und aus dem nebelhaften Grau über mir hörte ich ein Fauchen. Wo sich mein Dolch befand, wußte ich nicht. Vielleicht war er in einer Falte des Umhangs steckengeblieben.

Jedenfalls war ich die Waffe los.

Wie ich es schaffte, in einem Zustand zwischen Bewußtlosigkeit und Wachsein meinen rechten Arm in die Höhe zu bekommen, war mir ein Rätsel. Aber in der Hand hielt ich das Kreuz.

Das war geweiht, ungemein stark. Es würde den Blutsauger gnadenlos zurücktreiben.

Ich hörte ihn schreien, fauchen, nur schaffte ich es nicht mehr, ihn mit dem Kreuz zu berühren. Der geweihte Talisman stieß irgendwo ins Leere, aber der Vampir bekam Furcht. Halb im Unterbewußtsein kriegte ich mit, daß er aufsprang, abdrehte und weglief.

Bestimmt floh er nicht, denn für ihn befanden sich noch weitere Opfer in der Nähe.

Dreimal konnte er noch Blut aussaugen.

Wie ich ihn einschätzte, würde er alles versuchen, um an den für ihn so wichtigen Lebenssaft zu gelangen.

Und ich lag zwischen den Grabsteinen, völlig groggy, mit einem Schädel, in dem sich Gewalten austobten und zudem dicht am Rand einer Bewußtlosigkeit.

Dennoch dachte ich an meinen Vater. Er hatte mich geholt, sich auf

mich verlassen und war nun verlassen…

***

Vorgebeugt und gekrümmt hockte Broderick Manford in seinem Rollstuhl. Er hatte die Arme halb erhoben und die Hände zu Greifklauen geöffnet, als wollte er irgendwohin fassen, doch es gab keinen Gegner, mit dem er es hätte aufnehmen können.

Zudem war John Sinclair verschwunden. Er wollte sich um Lisa kümmern, deren Schrei auch jetzt noch in den Ohren des alten Vaters nachhallte. Neben dem Rollstuhl stand Horace F. Sinclair. Er hatte eine Hand auf den linken Griff gelegt und bekam mit, wie Manford den Kopf zur Seite drehte.

»Horace, wir werden…«

»Nichts werden wir, Brod!«

»Doch, ich will…«

»John ist unterwegs. Er holt deine Tochter zurück und schickt den Blutsauger zur Hölle!«

»Glaubst du das?«

»Ja!«

»Ich nicht. Horace, ich will mich nicht auf ihn verlassen. Ich will selbst etwas tun, das bin ich meiner Tochter schuldig. Ja, es ist meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Ich bin der letzte aus dem Familienclan, ich will den Fluch löschen.«

Sinclair beugte sich vor und brachte seine Lippen dicht an das Ohr des Freundes. »Bitte, Brod! Bleib hier. Du kannst nicht in den Kampf eingreifen, Zumbra ist dir über!«

»Er soll besser sein als ich, sagst du?«

»Ja!«

»Das werden wir sehen!«

Sinclair senior reagierte zu spät. Broderick Manford hatte bereits auf die beiden Kontakte gedrückt. Der Rollstuhl bekam Saft und fuhr an. Er glitt auf den Friedhof zu, über dem noch der helle Nebel geisterhaft schwebte.

»Verdammt, stopp doch!«

»Nein, Horace, nein!« kreischte der alte Manford und fuhr weiter.

Der Stuhl holperte über den unebenen Boden. Niemand stützte ihn ab. Es sah aus, als würde er jeden Augenblick kippen.

Horace F. sah ein, daß es keinen Sinn hatte, seinen Partner durch Rufen zurückholen zu wollen. Hören würde der alte Starrkopf nicht, da mußte man schon Taten folgen lassen.

So lief Sinclair hinter dem Davonfahrenden her, der nach seiner Tochter rief und ihr den Weg zu sich zeigen wollte.

»Bleib doch…«

Er blieb stehen. Vielleicht hätte er auf dem normalen Gelände

ausweichen können, doch auf diesem Untergrund wurde er zu oft weggedriftet, und so fuhr er gegen das Hindernis.

Es war die am Rande des Friedhofs stehende, halbhohe Altarplatte. In Höhe des Halses prallte Manford dagegen, er wurde zurückgestoßen und kippte wieder nach vorn.

Sinclair war schnell bei ihm. »Bist du denn verrückt?« keuchte er, »das hast du nun davon!«

Manford schabte über seinen Hals, wo die Haut aufgerissen war.

»Hör auf, Horace, ich schaffe das. Ich hole meine Tochter zurück, glaub es mir. Los, fahr mich…«

»Nein!«

»Ich breche dir alle Knochen einzeln, wenn du…«

»Hier ist dein Platz, Brod. Ich habe nicht grundlos meinen Sohn geholt. Er wird es packen!«

»Nein, ich will es!«

»Du…« Sinclair sprach das nächste Wort nicht aus. Wie Manford so hatte auch er das Keuchen gehört und die schnellen Schritte. Ihr Streit war vergessen. Sie schauten beide über die Steinplatte hinweg auf den Friedhof, wo zwischen den geisterhaften Schleiern eine Gestalt erschien.

»Lisa…!«

Ihr Vater konnte es kaum fassen, die Tochter zu sehen. Und auch sie hatte seinen Ruf vernommen. Plötzlich änderte sie die Richtung und lief geradewegs auf die beiden Männer zu.

»Komm, Lisa, komm…«

»Dad!« rief sie langgezogen. Bisher war sie gerannt. Jetzt aber, als die Spannung nachließ und sie die Richtung geändert hatte, taumelte sie herbei.

Ihr Gesicht war ein anderes geworden. Die Furcht vor dem Ende hatte eine Maske auf die Züge gemalt. Vor Schrecken erstarrt und ängstlich. Sie zitterte am gesamten Leib, war bleich und schweißnaß und fiel der Platte entgegen. Bevor sie aufschlagen und sich verletzen konnte, war Sinclair bei ihr und fing sie ab.

Wie tot hing sie in seinem Griff. Horace F. schleifte das Mädchen auf seinen Vater zu.

Manford war es gelungen, den Rollstuhl so zu drehen, daß er seiner Tochter entgegenblicken konnte. Er hatte auch die Arme ausgestreckt, als wollte er sie umfangen.

»Daddy…« Lisa weinte wie ein kleines Kind, als sie ihrem Vater in die Arme fiel.

Sie hielten sich umarmt, während Horace F. daneben stand und ein erleichtertes Lächeln seine Lippen umspielte. Lisa war gerettet geworden, sie hatten es im letzten Augenblick geschafft.

Doch was war mit Zumbra?

Er stieß Lisa an. Erst beim zweitenmal löste sie sich von ihrem Vater und drehte sich um.
»Was ist denn?«
»Der Vampir, Lisa. Was ist mit ihm, und wo befindet er sich? Noch auf dem Friedhof?«
Sie nickte und atmete schwer. »Ja, Ihr Sohn kümmert sich um ihn. Zumbra hatte mich fast erreicht, da erschien Ihr Sohn und rettete mich.«
»Hat er auch den Blutsauger vernichtet?«
Lisa schaute Sinclair an. »Das kann ich nicht sagen. Ich glaube, er hat ein Messer geworfen.«
»Ah, der Dolch.«
»Ja, so ähnlich.«
»Dann wird der Blutsauger ja jetzt zu Staub verfallen sein«, erklärte Manford und rieb seine Hände. »Endlich, das wurde auch Zeit. Horace, ich darf dir gratulieren. Wir haben oder du hast…«
»Aaaahhhggrr…«
Es war ein furchtbarer Schrei, der Brod Manford die nächsten Worte von den Lippen riß.
Sinclair fuhr herum und sah den Vampir, der vor ihnen in die Höhe schnellte, als hätte er sich bisher im Boden versteckt gehalten…

***

Er lebt, er ist nicht vernichtet!
Das schoß Sinclair durch den Kopf, als er die fürchterliche Gestalt des blutsaugenden Gnoms sah.
Wieder hatte Zumbra die Arme ausgebreitet. Der Umhang ließ ihn breiter erscheinen. Die Hände waren Klauen, als er sich dem vermeintlich schwächsten Glied der Kette entgegenwarf.
Das war Manford!
Bevor jemand eingreifen konnte, hatte er schon zugeschlagen. Seine gorillaartigen Arme umklammerten den Körper des im Rollstuhl sitzenden Mannes. Er riß ihn einfach um.
Manford kippte mit seinem Rollstuhl zu Boden und rutschte noch hervor. Schreiend und ächzend blieb er dort liegen, während seine Tochter zurückspringen wollte, aber von Zumbra gepackt wurde.
Ihr Blut war für ihn am wichtigsten.
Sie schrie und zappelte dabei in seinem Griff. Er schleuderte sie hin und her, geriet dabei auch in die Nähe des Horace F. Sinclair, der die Chance nutzte.
Auf einen langen Kampf konnte er sich mit dieser blutsaugenden Bestie nicht einlassen, die war ihm in allen Belangen überlegen. Er mußte zu einem Trick greifen.
Das tat er.

So rasch es ging, bückte er sich und umklammerte die Beine des Vampir-Gnoms. Dann hob er ihn mit einem Ruck an.

Damit hatte der Blutsauger nicht gerechnet. Er rutschte sogar an Lisas Kleidung ab, und Sinclair hebelte ihn weiter. Plötzlich lag der Vampir auf dem Steinaltar.

Mit der linken Hand drückte ihn Sinclair hart gegen die Oberfläche. Noch lag der Blutsauger auf der Seite, rollte sich trotz des Griffs jetzt auf den Rücken, und genau das hatte Horace F. Sinclair gewollt.

In der Rechten hielt er den Pfahl, dessen Spitze einen halben Yard über der Brust des Zwergs zitterte.

Plötzlich hatte der alte Herr das Gefühl, die Zeit würde stehenbleiben oder viel langsamer laufen.

Er hatte noch nie in seinem Leben einen Vampir gepfählt. Seinen Sohn hatte er geholt, damit er die Aufgabe übernahm. Aber der Geisterjäger war nicht in der Nähe.

Sinclair wußte, was auf ihn zukam, was er tun mußte. Er wurde kreidebleich, sah unter sich das verzerrte Gesicht des Blutsaugers, der zur Pfahlspitze schielte, denn auch er wußte genau, was ihm bevorstand.

»Tun Sie es endlich!« schrie Lisa, die dabei war, den Rollstuhl aufzurichten und ihrem Vater hineinzuhelfen. »Bitte!«

Zumbra fauchte, stemmte sich gegen den Griff, kam auch hoch, da stieß Horace F. Sinclair den Pflock vor.

In die Brust des Untoten, und zwar genau an der linken Seite, direkt ins Herz.

Die klassische Methode!

Sinclair spürte kaum Widerstand, als der Pfahl sein Ziel erreichte.

Als würde er brennen, so hastig ließ er ihn los und taumelte zwei kurze Schritte zurück.

Wie ein Mahnmal ragte der Eichenpflock aus der Brust des alten Blutsaugers.

Zumbra lag auf der Steinplatte, als hätte man ihn in einer verkrampften Haltung festgeleimt. Seine Finger bewegten sich kriechend über die Brust, er umklammerte den Eichenpflock, weil er ihn aus seinem Körper herausziehen wollte.

Zu spät, die Kraft hatte ihn längst verlassen. Zwar berührte er das Holz noch, doch der Vorgang der Verwesung hatte bereits bei ihm eingesetzt. Die hellgraue Haut bekam einen anderen Farbton. Sie wurde dunkler, der Stich ins Braune war da.

Wie Erde und Asche…

Dann fiel sie ab. Sie rieselte von den Knochen, die bleich hervortraten. Aus dem Schädel wurde eine Skelettfratze, aus den Händen und Füßen blasse Gebeine.

Auch die blieben nicht liegen.

Sie zerknackten, als hätten Kräfte an ihnen gezerrt. Gleichzeitig löste sich der Nebel über dem Friedhof auf. Die alten Seelen der Toten fanden endlich ihre Ruhe, und von Zumbra blieb nur ein Haufen Asche zurück, die der Wind bald von der Platte wehen würde.

Horace F. Sinclair hatte seinem Sohn ein Beispiel gegeben. Er drehte sich um, konnte nur mit Mühe sprechen und schaute auf Vater und Tochter. Lisa stand gebückt neben ihrem alten Herrn und hielt ihn umarmt.

»Horace, du… du hast ihn getötet, nicht?«

»Ja, Brod, das habe ich.«

»Du hast den Fluch von uns genommen?«

»Stimmt!«

»Verdammt, Horace, ich…« Er senkte den Kopf, weil er nicht mehr weitersprechen konnte.

»Hier, Lisa, nimm den Pflock.«

»Und Sie?«

»Ich gehe jetzt und werde meinen Sohn suchen.« Er sagte es mit einer Stimme, die Lisa Angst einjagte…

***

Jemand zerrte mich auf die Füße und lehnte mich mit dem Rücken gegen einen Grabstein.

Das war auch gut so, denn von allein stehen konnte ich nicht.

Mein Körper schien aus Gummiteilen zu bestehen und überall einzuknicken.

»John, John… komm zu dir.«

Ich öffnete die Augen. Vater schaute mich an. Er lächelte. Dann sagte er: »Weißt du, mein Junge, manchmal ist es gut, wenn man noch seinen Dad hat.«

Ich begriff. »Hast du ihn…?« würgte ich hervor.

»Ja, mit dem Eichenpflock.«

Verdammt noch mal, Freunde. Mir stieg es heiß in der Kehle hoch.

In diesem Augenblick war ich so stolz auf meinen alten Herrn wie nie zuvor. Von ihm gestützt, wankte ich über den Friedhof und dorthin, wo Manfords auf uns warteten…

ENDE